

# Österreichisch-Ungarische



# Revue



## Monatschrift

für die gesamten Kulturinteressen der  
österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags-  
und Universitäts-Buchhandlung  
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

32. Band

1904

1. Heft

1. Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu  
England. Von Dr. David Angyal, Budapest . . . . . 1
2. Herbert Spencer und die Soziologie. Von E. V. Zenker, Wien 15
3. Meine Erinnerung an Friedrich Hebbel. Von Franz Reim, Wien 24
4. Dichtkunst . . . . . 31
5. Rundschau . . . . . 44

## Dichtkunst.

1. Die Chiogiotten. Von Camillo B. Susán. — 2. Die verhaßte Korrektheit. Von Emil Kechert.

## Rundschau.

1. Weltpolitik. — 2. Zu beiden Seiten der Leitha. — 3. Volkswirtschaftliches. — 4. Besprechungen und Notizen: Ein österreichischer Roman. Von C. B. Susán. — Dr. August Fournier, Napoleon I. — Dr. B. Meinz, Goethe als Erzieher. Von Dr. K. Fuchs.

---

# Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatschrift für die gesamten Kulturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Kultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiee, Produktion und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Kulturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Als Beigabe bietet sie erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte aller früheren Jahrgänge sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inklusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 19 K 20 h; halbjährig 9 K 60 h; vierteljährig 4 K 80 h.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 Mark = 20 Francs; halbjährig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 Francs = 20 Schilling; halbjähr. 13 Francs = 10 Schilling 3 Pence.

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 2 K; für das Ausland 2 Mark = 2.50 Francs.

Zuschriften in allen redaktionellen und administrativen Angelegenheiten werden erbeten unter der Adresse: Wien, I., Kohlmarkt 20, Manzschke k. u. k. Hof-Verlags- u. Universitäts-Buchhandlung.



## Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu England.

Von Dr. David Ungyal, Budapest.

Die Bestrebungen der englischen Diplomatie hatten auf die Wendungen der siebenbürgischen Politik einen geringeren Einfluß, als die Bemühungen der französischen Politik. Und dennoch haben die englisch-siebenbürgischen politischen Beziehungen aus dem Gesichtspunkte der Motivenforschung fast mehr Interesse, als die französisch-siebenbürgischen. Die Motive der französischen Beziehungen sind gleichförmig und leicht zu verstehen. Abgesehen von der ersten Zeit des Dreißigjährigen Krieges sind sie alle auf die Absicht zurückzuführen, daß der Pariser Hof Siebenbürgen als Werkzeug zur Einschränkung der Habsburgischen Weltmacht benutzen will. Auch sind die Quellen dieser historischen Verhältnisse reichhaltig und leicht zu überblicken.

Die Motive der englischen Politik sind nicht so einförmig, auch nicht so einfach. Auch hier spielt die feindliche Gesinnung gegen die habsburgische Macht eine große Rolle; doch ist auch Interessengemeinschaft mit dieser Macht vorhanden und die politischen Gegensätze sind durch religiöse Sympathien gemildert. Die Quellen sind nicht so reichhaltig, und nicht leicht zu finden; sie versiegen nicht selten, dann dringen sie in unerwarteter Fülle ans Tageslicht. Dies alles erhöht das Interesse des Forschers an dem Gegenstande und kann auch als Entschuldigung gelten, wenn dieser erste Versuch die

nötige Vollständigkeit des Materials und der Gesichtspunkte vermissen läßt.

Wir müssen noch vorausschicken, daß unsere Erörterungen sich auf einem weiteren Felde bewegen, als nach dem Titel zu schließen wäre. Sie beziehen sich auch auf einige Jahrzehnte, die vor und nach der eigentlichen Geschichte des selbständigen Siebenbürgens verfloßen sind. Die Zeit zwischen der Schlacht bei Mohács (1526) und dem Frieden zu Szatmár (1711) scheint uns nämlich so einheitlich, daß sie auch von unserem Gesichtspunkte in ihrer Vollständigkeit betrachtet werden muß.

Wir wollen uns auch mit denjenigen ungarischen Großen beschäftigen, die als Fürsten von Siebenbürgen nicht allgemein anerkannt waren, aber diese Anerkennung als ein begehrenswertes Ziel ihrer Kämpfe vor Augen hatten.

## I.

### Zeitalter König Johannis (1526—1540).

Nachdem Johann Zápolya am 11. November 1526 zum ungarischen Könige gekrönt wurde, schickte er Franz Josefics, den Bischof von Zeng an die Höfe von Italien und Frankreich, und wahrscheinlich wurde derselbe Gesandte auch mit der Botschaft an den König Heinrich VIII. betraut. Über den Weg dieses ersten Gesandten haben wir zwar keine genaue Nachrichten, doch dürfen wir die Mission John Wallops nicht als Erwiderung der Zápolyaischen Gesandtschaft betrachten. Heinrich VIII. hatte nämlich Wallop schon im Sommer 1526 nach Ungarn geschickt, mit Wechseln, die auf 25.000 Dukaten lauteten.<sup>1)</sup> Ob dieses Geld zur Ab-

<sup>1)</sup> Szalay, Adalékok a XVI. század történetéhez. (Beiträge zur Geschichte des XVI. Jahrhunderts.) — Simonyi Ernő, Londoni okmánytár (Mon. Hung. hist.) S. 77, 90, 302. — Stanislaus Smolka, Ferdinand I. Bemühungen um die Krone von Ungarn (Archiv für österr. Geschichte. LVII. Bd., S. 123), findet es auffallend, daß Wallop, der nach seiner eigenen Behauptung im August 1526 abgereist ist, erst am Anfange des Jahres 1527 in Deutschland erscheint. Smolka glaubt, daß Wallop nach der Schlacht bei Mohács direkt zu König Johann geschickt wurde. Es ist aber zu bedenken, daß Wallop auch andere Länder besucht hat. Er hatte keine Eile und wir können es ihm glauben, daß er die Nachricht von der Schlacht erst während der Reise vernommen habe. Auch die Weisung, den Hof Johannis zu besuchen, kann er unterwegs bekommen haben. Siehe noch den Brief Wallops bei Firnhaber (Archiv für österr. Geschichte. XXIV. Bd., S. 5). Auch Ucsády (in Szilághy's Geschichte der ungarischen Nation. V. Bd.) kann Smolka nicht beipflichten.

wehr der Türkengefahr dienen sollte, ist fraglich, doch wissen wir jedenfalls, daß Josefics noch nicht in London war, als Wallop schon gegen Ungarn abreiste.

Trotz dieser Parteinahme für Zápolya wollte Heinrich VIII. den König Ferdinand mit einer gewissen Schonung behandeln. John Wallop wurde angewiesen, den Hof Ferdinands zu besuchen. Doch sagte der englische Gesandte hier neben vielen Höflichkeiten dem „König von Böhmen“ auch recht unangenehme Dinge. Im Frühjahr 1527 bat er den König wiederholt, ihn zu Zápolya nach Ungarn ziehen zu lassen. Diese Bitte wurde ungnädig aufgenommen. Wallop wollte nun beweisen, daß er in Ungarn nur der Sache der Christenheit und der Ferdinands nutzen wolle, da er dort bessere Gelegenheit fände, sich über die Absichten Johanns zu unterrichten. Und welchen Titel würde der Gesandte des englischen Königs Johann geben, frug ihn Ferdinand. Den Titel eines Wojvoden, antwortete Wallop. Auch diese Antwort beruhigte Ferdinand nicht. Was würde die Welt sagen — meinte er — wenn sein Oheim, nach Kaiser Karl sein bester Freund, an den ehrgeizigen Wojvoden eine Botschaft schicken würde? Ferdinand nahm es auf sich, den König Heinrich von der Verhinderung der Reise zu berichten.<sup>2)</sup>

Unterdessen erschien die Gesandtschaft Ferdinands unter Führung des Grafen Salamanca am englischen Hofe. Salamanca erörterte hier, daß die Wahl Johanns ungesetzmäßig sei und daß der ungarische Thron Ferdinand gebühre. Auch hatte der Graf zu verstehen gegeben, daß es dem christlichen Eifer Heinrichs wohl ziemen würde, den König Ferdinand mit einem Soldbeitrage für 15—20.000 Mann gegen die Türken zu unterstützen. Doch die Ungesetzmäßigkeit der Wahl Johanns wollte Heinrich nicht anerkennen; er meinte, man müsse auch die andere Partei anhören. Und die Geldforderung wies er ganz entschieden zurück mit der Bemerkung, er wolle nicht christliche Fürsten mit seinem Gelde bekämpfen lassen. Salamanca befürchtete nun, daß Wallop die für den König Ludwig II. ausgestellten Wechsel Zápolya übergeben werde, doch beruhigte ihn Heinrich mit der Erklärung, daß dieselben schon zurückgezogen seien. Geld wolle er keiner Partei geben,

<sup>2)</sup> Simonji, S. 81. — Firnhaber, I. c.

hingegen übergab er nach einigem Zögern dem Grafen einen schriftlichen Befehl an Wallop, laut welchem der Gesandte in Hinsicht der ungarischen Reise den Ratschlägen Ferdinands zu folgen habe.<sup>3)</sup>

Die Reise wurde auch sonst überflüssig, da Wallop auch in Wien der Sache Ferdinands schaden konnte. Die Anhänger Zápolhas wußten nämlich sehr gut, daß Wallop zu ihrem Herrn geschickt wurde. Werböczi protestierte schon im Februar 1527 dagegen, daß Ferdinand die Reise des englischen Gesandten verhindert hatte. Zápolha wiederholte diesen Protest in jener Instruktion, welche er für seine Gesandten ausfertigte, die am Regensburger Reichstag seine Sache verteidigen sollten. Auch konnten sich unterdessen die Anhänger Zápolhas direkt mit Wallop verständigen. Um die Wirkung dieser Beziehungen zu lähmen, sandten auf Geheiß Ferdinands einige Oesterreich wohlgesinnte Magnaten an Wallop einen Brief, worin sie Zápolha als unrechtmäßigen Prätendenten darstellten, welcher die Verantwortung für das Unglück Ungarns trage. Ferdinands Popularität hingegen schilderten sie in lebhaften Farben und behaupteten, daß Ungarn mit Ungeduld seine bewaffnete Intervention gegen den unheilvollen Ruhestörer erwarte.<sup>4)</sup>

Der Brief hatte auf das Verhalten Wallops und der englischen Politik keinen Einfluß. König Heinrich stärkte durch seine moralische Unterstützung das Ansehen Johannis, ohne daß Ferdinand in diesem Vorgehen eine formelle Beleidigung entdecken konnte. Auch konnte sich Heinrich als eifriger Anwalt der christlichen Sache hinstellen, indem er Ferdinand aufforderte, er möge von Kaiser Karl den allgemeinen Frieden erwirken, damit die gemeinsame Expedition gegen die Türken zustande käme. Natürlich wäre der allgemeine Frieden, den Heinrich schließen wollte, nicht zugunsten der kaiserlichen Familie ausgefallen.

Auch Zápolha dachte an einen ähnlichen Frieden, als er dem Gesandten der bayerischen Herzöge im März 1527 erklärte, daß er zur Entscheidung des Streites den Papst, die Könige von England und Polen, den Pfalzgraf Ludwig und den bayerischen Herzog als Schiedsrichter wünsche. Er hätte sich gern vor dem Spruch dieser

<sup>3)</sup> Die Berichte Salamancas bei Goehlert. (Archiv für österr. Geschichte. XLI. Bd.)

<sup>4)</sup> Smolka, l. c. S. 83, 91. — Die Instruktion bei Pettko, Történelmi Társ., 1883. S. 296.

Richter gebeugt, die allesamt wenig Wohlwollen für Ferdinand hegten.<sup>5)</sup>

Doch die politischen Verhältnisse waren vom allgemeinen Frieden weit entfernt. England und Frankreich schlossen am 30. April 1527 ein öffentliches Bündnis gegen den Kaiser. Und die Politik Zápolhas war bestrebt, diese Sachlage auszunützen. Hieronymus Laszi, der Bevollmächtigte Zápolhas, schiffte sich im Sommer 1527 aus Frankreich nach England ein. Laszi — sagt Wolsey — ist weise und ein guter Redner. Der Gesandte sprach vor Heinrich und seinem Räte weitläufig über die Rechte seines Königs und erwähnte auch, daß Zápolha der Unterstützung bedürfe, um sein Land gegen den Feind der Christenheit zu verteidigen. Wolsey war voller Lob über dieses Vorhaben, Heinrich selbst war derselben Ansicht und erklärte, daß er sein eigen Blut nicht schonen würde im Kampfe gegen den Erbfeind. Der schlimme Türke nahm in diesen Konferenzen und Redeübungen, welche fromme Absichten zur Schau trugen, einen breiten Raum ein. Das Wesen der Sache bestand darin, daß Zápolha pekuniäre Unterstützung ersuchte, während Heinrichs Regierung Wendungen suchte und fand zur Abwehr dieser unangenehmen Bitte. Und dennoch wollte die englische Politik den König Johann nicht entfremden, da ja der ungarische Krieg den König Ferdinand in der Unterstützung des Kaisers verhinderte. Wer weiß — erklärte Wolsey — welcher großen Nutzen wir von Johann erwarten können, wenn es zum Kriege zwischen England und dem Deutschen Reiche kommt? Man versuchte daher den Absender Laszis zu vertrösten. König Heinrich anerkannte, dem Räte Wolseys folgend, den königlichen Titel Johans, und obzwar diese Anerkennung einer Beleidigung Ferdinands gleichkam, versuchte Heinrich auch die Empfindlichkeit seines Neffen zu schonen.<sup>6)</sup>

An Höflichkeit ließ es auch Ferdinand nicht fehlen, als er Ende August 1527 aus der ungarischen Hauptstadt den geliebten Oheim von seinem Siegeszuge verständigte. Der nach Tarnov verdrängte König Johann setzte voraus, daß diese Nachricht Heinrich unangenehm berühren werde und sandte daher (im Mai 1528) Johann Statilio, Bischof von Siebenbürgen, über Frankreich nach England. Wahrscheinlich war er damit betraut, mit dem König

<sup>5)</sup> Szalay, l. c. S. 36.

<sup>6)</sup> Simonyi, l. c. S. 106, 115, 116, 125.

Heinrich einen Vertrag zu schließen, ungefähr unter denjenigen Bedingungen, welche er mit dem Kanzler des französischen Königs vereinbart hatte (28. Oktober). Dies war jedenfalls das heißersehnte Ziel Johanns und seiner Umgebung. Doch Heinrich war — wie es scheint — zu einem Subsidienvertrag nicht zu bewegen. Er begnügte sich auch jetzt mit der moralischen Unterstützung und überließ die Verpflichtung der materiellen Opfer seinem französischen Verbündeten.<sup>7)</sup>

Das Interesse des Königs Heinrich für die Sache Zápolhas wurde aber immer lebhafter angeregt. Er rügte das Vorgehen des Papstes, der auf Ansuchen Ferdinands Johann Zápolha, als Verbündeten des Sultans, mit dem Bannfluche belegte. Der hauptsächlichste Grund der Türkengefahr — sagt Heinrich am Anfang des Jahres 1531 — besteht darin, daß der Papst den König Ungarns aus der Gemeinschaft der Kirche verstoßen habe, ohne seine Verteidigung zu hören. Er beauftragt seinen Gesandten, diese Sache dem Papst in scharfen Worten vorzuwerfen, gleichsam als abschreckendes Beispiel, damit der heilige Stuhl fortan in Angelegenheit der großen Fürsten nicht einzelnen Sterblichen zuliebe handle, sondern nach Recht und Billigkeit, wie es die göttlichen Gesetze und die Autorität der heiligen Männer verlange. Heinrich dachte an seine eigene Angelegenheit, als er für Johann so energisch eintrat. Er gab dem Papste zu verstehen, daß er mit ihm in seinem Ehezwiste mit Katharina von Aragonien ebenso ungerecht verfare, wie mit dem König Johann.

Heinrich stimmte auch der Absicht Johanns bei, als dieser die Entscheidung seines Streites mit Ferdinand in die Hände des Königs von Polen legen wollte.<sup>8)</sup> Ferdinand selbst hätte die Vermittlung des polnischen Königs zum Zwecke der Verlängerung des Waffenstillstandes, angenommen, doch weiter wollte er in dieser Richtung nicht gehen. Als Laszi im Herbst 1531 am Hofe von Innsbruck im Namen Johanns den Antrag stellte, daß die Abgesandten des Kaisers, des Königs von Frankreich, des Königs von England und des Papstes zum Zwecke der Vermittlung sich am polnischen Hofe versammeln sollten, bereitete ihm Ferdinand einen ungnädigen Empfang. Er erklärte, daß das Amt der Vermittlung dem Kaiser Karl zustehe und daß Laszi in Innsbruck

<sup>7)</sup> Simonyi, l. c. S. 168. — Szalay, l. c. S. 86—91. ff.

<sup>8)</sup> Simonyi, l. c. S. 174 ff.

bleiben müsse, um die Ankunft des Kaisers zu erwarten. Ferdinand sah in Laszi einen Spion, der nur einen Reisepaß wünschte, damit er auf fremdem Boden bequemer für das Interesse seines Herrn arbeiten könne.<sup>9)</sup>

Was immer der Zweck der Reise Laszis war, so viel ist sicher, daß König Johann die Vermittlung der genannten Fürsten aufrechtig wünschte.<sup>10)</sup> Doch der kaiserlichen Partei war in der Reihe jener Vermittler besonders der König Heinrich verdächtig. Man glaubte, er arbeite auf jeder Weise den Machtbestrebungen des Kaisers und seines Bruders entgegen.<sup>11)</sup> Im Jahre 1532 war die Nachricht verbreitet, daß Johann mit ebensoviel Geld von Heinrich, als von Franz unterstützt werde.<sup>12)</sup> In dieser Fassung ist die Nachricht nicht richtig, jedoch unterstützte Heinrich die Sache Johanns auf diplomatischem Wege besonders am päpstlichen Hofe. Anton Verancsics, der römische Gesandte Johanns, wurde von dem englischen Gesandten Casalis dem Papste vorgestellt (Anfang 1532) und nun wollte man in Rom wissen, daß Frankreich, England und Venedig das ganze ungarische Königreich dem Johann Zápolya zudachten. Im Jahre 1532 wollte Laszi ein Bündnis zu Wege bringen, welches die Könige Frankreichs, Englands und Dänemarks mit Johann und manchen deutschen Fürsten vereinigt hätte.<sup>13)</sup>

Es ist also leicht erklärlich, daß Ferdinand einer Vermittlung mißtraute, welche durch die Hände Heinrichs ging.

Nach der Entscheidung in der Eheangelegenheit Heinrichs, als der Gegensatz zwischen Heinrich und der kaiserlichen Politik sich immer mehr zuspitzte,<sup>14)</sup> kam es dem englischen Hofe recht ungelegen, daß Ferdinand und Johann ernstliche Friedensverhandlungen pflogen. Doch die Verhandlungen schritten langsam vor und in Wien war man überzeugt, daß der zähe Widerstand Johanns und die Höhe seiner Forderungen teilweise der Ermunterung Hein-

<sup>9)</sup> Hatvani, Brüsseli Okmánytár. I. Bd., S. 95, 101 ff.

<sup>10)</sup> Verancsics Munkái. XII. Bd., (Mon. Hung. hist.) S. 296.

<sup>11)</sup> Buchholz, Geschichte Ferdinand I. Urkundenbuch, S. 95.

<sup>12)</sup> Charrière, Négotiations. I. Bd., S. 232.

<sup>13)</sup> Quellen und Erörterungen zur bayrischen Geschichte. IV. Bd., S. 204, 222. — Buchholz, l. c. S. 107 ff.

<sup>14)</sup> Ranke, Englische Geschichte. I. Bd., S. 144 ff.

richs zuzuschreiben sei.<sup>15)</sup> Unterstützt wurde dieser Verdacht durch verschiedene Momente.

Gregor Casalis, der römische Gesandte Heinrichs, der später auch die Interessen Johanns vertrat, reiste im Jahre 1534 nach London, um seine Gehaltsforderungen durchzusetzen. Dorthin brief er auch seinen Bruder Johann, den Protonotär, der in Venedig die Geschäfte Englands versah und auch den Andreas Corsini aus Florenz, den vielgereisten Diplomaten König Johanns. Gregor Casalis wünschte, daß sich während der Friedensverhandlungen mit Ferdinand ein verlässlicher Bevollmächtigter Heinrichs in der Umgebung Johanns aufhalte. Er hoffte, daß sein jüngerer Bruder bei dieser Gelegenheit irgend eine kirchliche Pründe in Ungarn erhalten werde. Heinrich selbst drückte vor den Italienern seinen Unwillen darüber aus, daß Johann sich in Friedensverhandlungen eingelassen hatte. Er ließ ihm sagen, daß der englische König sein guter Freund sei und ihn unterstützen wolle, Johann möge bedachtam vorgehen, damit er seine eigenen Interessen und die seiner Freunde nicht schädige. Die Italiener trugen wirklich diese Botschaft in Erwartung einer reichlichen Belohnung nach Ungarn, obwohl sie am besten wußten, daß Heinrich nur Hoffnungen auf eine materielle Unterstützung erwecken wollte, die zu erfüllen er nicht gesonnen war.

Die beiden wandernden Diplomaten wurden in Kroatien von den Leuten Ferdinands ertappt. Der Wiener Hof hatte aus den Schriften Johann Casalis und Andr. Corsinis und aus anderen Quellen ganz besondere Dinge über die Absichten des englischen Königs herausgelesen. Der Hof wollte erraten haben, daß Heinrich seine Tochter dem König Johann zur Frau geben und ihn zu einer, der englischen ähnlichen kirchlichen Revolution überreden wolle, endlich, daß er ihn mit Geld unterstütze. Heinrich hatte aber nur im allgemeinen von einer vornehmen Heirat gesprochen und auch seine Bemerkung, er würde den Papst nicht bitten, die kirchliche Acht zu lösen, sondern sich auf anderer Weise behelfen, hat keine besondere Bedeutung. Und was die Geldfrage anbelangt, da hatten die Italiener sehr klug und aufrichtig gesprochen, als sie bei dem Verhöre erklärten, daß Johann von Heinrich keinen einzigen Dukaten zu erwarten habe.<sup>16)</sup>

<sup>15)</sup> Brüsseli Okmánytár. I. Bd., S. 238.

<sup>16)</sup> Brüsseli Okmánytár. I. Bd., S. 249 ff. — Der bei Simonyi, l. c. S. 117, veröffentlichte italienische Brief ist unrichtig datiert; er ist nicht 1537

Trotzdem hatten die diplomatischen Schachzüge des englischen Königs am Wiener Hofe einige Unruhe erregt. Eine der ersten Regierungstaten des Papstes Paul III. war diejenige, daß er Hieronymus Morario zum ungarländischen Nuntius ernannte und ihn mit der Friedensvermittlung betraute. Morario wurde zu demselben Johann gesendet, den Clemens VII. in Acht getan. Ferdinand war über diese Mission um so mehr erzürnt, da er überzeugt war, daß der Nuntius auch die Anschauungen Heinrichs zu vertreten berufen war. Ferdinand verbot auch Anfang des Jahres 1535 dem Nuntius die Reise durch seine Länder. Morario erschien dennoch am Hofe Johanns: Paul III. rief ihn zurück, natürlich zu spät.<sup>17)</sup>

Einige Monate nach der Abreise Casalis und Corfinis aus London finden wir Anton Verancsics auf dem Wege nach Frankreich und England. Im Mai 1535 kehrte er nach Nagyvárad (Großwardein) zurück und es ist sicher, daß die Antwort, die er brachte, im wesentlichen mit der Botschaft übereinstimmte, welche die beiden Italiener hätten ausrichten sollen.<sup>18)</sup> Verancsics war wahrscheinlich der letzte Gesandte, den Johann vor der Unterfertigung des Großwardeiner Friedens (1538) an Heinrich sandte.

Nach dem Frieden reiste Statilio wieder nach Rom, Paris und London, um sich auf die christliche Solidarität gegenüber der Türkengefahr zu berufen. Es scheint, daß Statilio im Sommer 1539 in Paris geblieben war und nur mittels eines Abgesandten mit dem englischen Hofe in Berührung trat. Er verlangte von Heinrich Hilfe gegen die Türken und forderte ihn auf, einem, näher nicht bekannten, Bündnisse beizutreten. Auch die Verhandlungen mit dem Papste mußte er erwähnen. Eben damals hegte man aber in England die Befürchtung, daß sich der Kaiser, der König von Frankreich und der Papst gegen Heinrich verbündet hätten und so zeigte letzterer auch wenig Lust, dem König Johann gegen die Türken beizustehen. Er wollte eher mit ihm und dem König

geschrieben, sondern bezieht sich auf die Gesandtschaft Casalis und Corfinis im Jahre 1534.

<sup>17)</sup> Friedensburg, Nuntiaturreportage, I. Bd. — Buchholz, l. c. S. 60, 126. — Óváry, Mon. Hung. hist. I. Serie, XVI. Bd., S. 3. — Hatvani, Történelmi Zsebkönyv. S. 13. — über die Casalis: Laufferat Nadel, Correspondance politique de Guillaume Pellicier. Paris 1899, S. 509.

<sup>18)</sup> Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte, IV. Bd., S. 467, und das Verhör der Italiener in Brüsseli Okmánytár l. c.

von Polen ein Schutz- und Trugbündnis gegen den Kaiser und dessen Freunde schließen. Er ließ daher Zápolya sagen, daß er sich in ihm nicht täuschen werde, wenn die Türkengefahr ernstlich würde, doch den Papst erkenne er nicht an und verhandle mit ihm nur, als mit dem Bischofe von Rom.<sup>19)</sup>

Johann hatte aber zum Abschluß eines Bündnisses keine Zeit mehr übrig, und was die Hilfe gegen die Türken anbelangt, verweigerte Heinrich auch später dieselbe. Als er nämlich nach dem Tode Thomas Cromwells zum Kaiser hinneigte, verlangte auch der kaiserliche Gesandte umsonst Geld zu diesem Zwecke.<sup>20)</sup> In dieser Beziehung ist Heinrich den Gewohnheiten seiner Jugend treu geblieben.

Die Kämpfe, welche nach Johanns Tode um den Besitz Siebenbürgens ausgefochten wurden, hatten für die englische Politik in den letzten Jahren Heinrichs und unter seinen unmittelbaren Nachfolgern wenig Interesse. Im Zeitalter Elisabeths bekam die englische Politik einen weiteren Blick und besonders die orientalische Frage wurde zu einer ungewöhnlich wichtigen Angelegenheit.

## II.

### Zeitalter Sigmund Báthorys.

„Der Seehandel der Engländer ist genug ausgebreitet“ — schrieb Mendoza am 25. September 1579 seinem Könige Philipp II. — „und dennoch sandten sie unlängst jemanden nach Konstantinopel, um dort kommerzielle Verbindungen zu begründen.“<sup>1)</sup> Der spanische Gesandte hatte sich nicht ohne Ursache über diese Reise aufgehalten. In diesem Jahre erhielt William Harborne vom Sultan jene Urkunde, die den englischen Kaufleuten ebensolche Privilegien zusicherte, wie sie andere, besonders venezianische Kaufleute gewissen. Damals wurde die sogenannte türkische Kompagnie begründet, welche bis zum Jahre 1825 bestand und an Wichtigkeit nur von der ostindischen Gesellschaft überholt wurde. Die Gründung dieser Gesellschaft hatte auch die Regelung der englisch-türkischen diplomatischen Verhältnisse zur Folge. Der Begründer der Gesellschaft

<sup>19)</sup> Katona, *Historia critica*. XX. Bd., S. 1226. — Simonyi, l. c. S. 188. — Froude, *History of England from the Fall of Wolsey*. III. Bd., S. 163.

<sup>20)</sup> Siehe die Abhandlung Árpád Károlyis in Százados, 1880. S. 569, 573

<sup>1)</sup> Calendar of State Papers. Vol. II., Elizabeth.

war zugleich der erste englische Gesandte in Konstantinopel.<sup>2)</sup> Die diplomatischen Beziehungen der beiden Nationen waren damals sehr freundschaftliche. Morosini, der Konstantinopler Gesandte Venedigs von 1582—1585 berichtet in seiner Finalrelation, daß die Türken gute Freunde der Engländer seien, weil letztere von einer Frau beherrscht werden, weil sie Protestanten seien und daher an einer Koalition teilzunehmen verhindert wären, welche für die Pforte gefährlich werden könnte.<sup>3)</sup>

Elisabeth verlangte im Jahre 1583 von der Pforte Schiffe gegen Spanien, mit dem Versprechen, daß sie sich für diesen Dienst dankbar erweisen werde, indem sie im Vereine mit Frankreich Persien bekriegen wird. Sie wiederholte sogar mehreremal diese Bitte, doch vergebens. Und dennoch hielt die Pforte die Königin Elisabeth, als ihre natürliche Verbündete hoch in Ehren und jedermann wußte, daß im Räte des Sultans der englische Botschafter gern gehört wurde.<sup>4)</sup>

Es ist selbstverständlich, daß die Regelung der englisch-türkischen diplomatischen Verhältnisse eine neue Epoche in der Geschichte der englisch-siebenbürgischen Beziehungen eröffnet. Die englische Gesandtschaft in Konstantinopel erleichterte den Verkehr der siebenbürgischen Fürsten mit dem englischen Hofe. Wahrscheinlich war es Zamojszki, der polnische Kanzler, der die siebenbürgische Diplomatie auf den Einfluß des englischen Gesandten aufmerksam machte.

Als um 1590 die Pforte Polen mit Krieg bedrohte, fürchtete Sigismund Báthory, daß Sinan, der Großwesir, auf dem Wege nach Polen auch Siebenbürgen, die Moldau und die Walachei mit seinen Scharen arg belästigen werde. Er ließ diese Befürchtungen dem Kanzler Zamojszki mitteilen. Der polnische Hof wollte damals durch die Vermittlung Bartons, des Nachfolgers Harbornes, den polnisch-türkischen Frieden erneuern. Barton wünschte auch Siebenbürgen in diesen Frieden einzuschließen. Doch hierauf antwortete der Großwesir, daß Siebenbürgen seit jeher ein Vasallenstaat der Pforte sei, daß es genüge, wenn der Sultan Sieben-

<sup>2)</sup> Die Biographie Harbornes in Dictionary of National Biography. — Theodor Bent, The English in the Levant (English Historical Review 1890).

<sup>3)</sup> Alberi, Relazioni. Serie III., III. Bd., S. 309.

<sup>4)</sup> Calendar of State Papers, Elizabeth, Vol. III, VIII. — Berichte Mendozas und Janes bei Edwin Pears, (English Historical Review) 1893.

bürgen in dem bisherigen Verhältnisse aufrechterhalte und dies sei er auch bereit zu tun, der Königin von England zuliebe.

Báthory hielt auch dies für eine Errungenschaft und freute sich sehr, daß der polnisch-türkische Frieden auch von Siebenbürgen die türkische Gefahr abgewendet hatte. „Vor allem“ — schrieb Gustach Gyulaffy, der wohlinformierte Sekretär des siebenbürgischen Fürsten — „verdanken sowohl die Polen, als auch die Siebenbürger diesen Erfolg dem Wohlwollen der englischen Königin, die von den Türken sehr geehrt wird. Nach Gott können beide Nationen nur ihr ihre Errettung verdanken.“<sup>5)</sup>

Zwei Gesichtspunkte waren für Barton in dieser Angelegenheit maßgebend. Er wollte die Pforte von einem Kriege verschonen, der den Feinden der Königin willkommen gewesen wäre, und dann kamen die Dienste, die den christlichen Ländern geleistet worden, ohnehin dem Ansehen Elisabeths zugute.

Bald hatte er neuerdings Gelegenheit, solche Dienste zu leisten. Báthory beauftragte im Jahre 1591 den siebenbürgischen Agenten, in seinem Namen Barton zu begrüßen und seine Freundlichkeit in einer besonders wichtigen Angelegenheit in Anspruch zu nehmen. In Polen nämlich werde der Thron Sigismunds III. durch die heimlichen Bestrebungen des Erzherzogs Maximilian bedroht. Wenn nun Sigismund, des Herrschens müde, dem Throne entsagen oder wider seinen Willen der Krone verlustig würde, so hätte er, Sigismund Báthory, den Wunsch, sich mit Hilfe der Pforte um den Thron zu bewerben. Er bat daher Barton, er möge sich bemühen, die Pforte für diese Angelegenheit zu gewinnen. Die vereinigte Kraft Polens und Siebenbürgens könnte die Entwicklung der österreichisch-spanischen Weltmacht am wirksamsten hindern! Dem englischen Botschafter gefiel dieser Plan und aus polnischen Nachrichten merkte er bald, daß die Kandidatur Báthorys auch von seinem Verwandten, dem Kanzler Zamojszki unterstützt werde.

Barton verlangte von seiner Regierung Instruktionen in dieser wichtigen Angelegenheit. Er hätte seiner Königin gern die Ehre gegönnt, Báthory auf den polnischen Thron verholzen zu haben. Aber die polnischen Verhältnisse gestalteten sich anders, als Báthory

<sup>5)</sup> Karl Szabó, Gyulaffy Lestár feljegyzései (Mon. Hung. hist. II. Serie, XXXI. Bd., S. 56 ff.). Die aus 1591 datierte Oratio, welche bei Szabó veröffentlicht ist, stammt gewiß aus 1590, da der Inhalt auf den noch nicht geschlossenen polnisch-türkischen Frieden (Mai 1590) hinweist.

erwartet hatte und bald mußte sich der englische Hof mit einem neuen Gesuche des jungen Fürsten beschäftigen.<sup>6)</sup>

Im Jahre 1593 entbrannte der türkisch-ungarische Krieg. Es erschienen die Boten des Sultans in Siebenbürgen mit kaiserlichen Befehlen, welche dem Lande drückende und entwürdigende Lasten zumuteten. Der Großwesir Sinan wandte sich gegen Ungarn und forderte Báthory auf, seine Truppen ins türkische Lager zu schicken. Sigismund jedoch wollte den Türken keine Gefolgschaft leisten, er versuchte sie durch Geld und Ausflüchte zu besänftigen und während er durch seine Zögerung und durch Nachrichten sich um die christliche Sache verdient machte, verstand er den offenen Bruch mit der Pforte zu vermeiden. In diesen schweren Augenblicken der Sorge und der Zweifel riet Zamojszki dem Fürsten, sich unmittelbar an die Königin Elisabeth zu wenden. Zamojszki hoffte, Báthory werde durch Vermittlung der Königin die Herabsetzung des jährlichen Tributs und eine Milderung der verschiedenen Erpressungen erlangen können. Der etwas rhetorisch aufgebauscht Brief Zamojszki's enthält die gesunde Grundidee, daß Báthory die Gunst der Pforte mit Hilfe Elisabeths noch zurückerobern könne, wenn er sich vom Einfluß der antitürkischen Partei befreie.

Die Mitglieder des siebenbürgischen Senats erklärten sich für die Idee Zamojszki's und auf ihr Zureden schickte Báthory seinen Hoffsekretär, Stefan Rakas, nach England. Rakas war für diese Mission, als ein vielgewandter Mann, der auch Sprachkenntnisse besaß, ziemlich geeignet. Er beschloß bekanntlich sein Leben am Ufer des Kaspi'schen Meeres im Oktober 1603, während jener Reise nach Persien, die durch die Beschreibung seines Sekretärs allgemein bekannt wurde. Vier Wochen vor seinem Tode befohl er seinen Dienern, seinen letzten Befehl treu zu erfüllen, damit sie belohnt werden im Himmel und auf der Erde — würden sie es nicht tun, dann werde ihr Leben nur ein Schatten sein und bittere Galle.

Rakas hatte gewiß dieselbe Auffassung von der treuen Dienerpflicht, als er im September 1593 durch Polen nach England fuhr. Seiner Instruktion gemäß mußte er sich zuerst mit Zamojszki besprechen, und zwar aus zwei Gründen. Er mußte in unauffälliger Weise erfahren, ob der Kanzler geneigt wäre, irgendwie an dem

<sup>6)</sup> Bericht Bartons vom 11. Mai 1591. (Public Record Office, Turkey, London). — Eustach Ghulassy, l. c. S. 59. — Szilágyi, Mon. Com. Transylvaniae. III. Bd., S. 287.

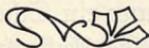
Kriege gegen die Türken teilzunehmen, sodann mußte er Empfehlungen und Ratschläge für die englische Reise verlangen.

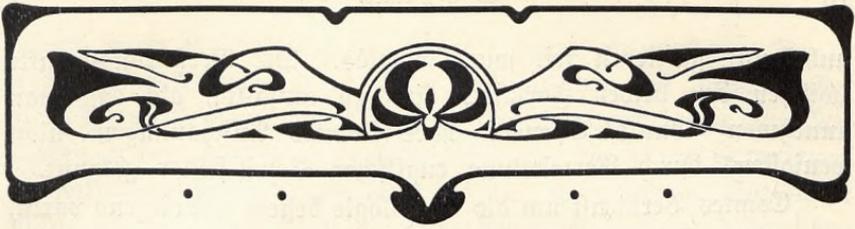
Der siebenbürgische Gesandte langte anfangs 1594 in England an. Hier schilderte er der Regierung die klägliche Lage, in welche Siebenbürgen durch den türkischen Krieg geraten war. Und — setzte er hinzu — Báthory hat auch außer dem Krieg manche Angelegenheiten mit der Pforte zu erledigen, deren Schwierigkeiten durch den guten Willen der Königin gemindert würden. Elisabeth möge deshalb nur dem Sultan in guten, wirkungsvollen Wendungen einen Brief schreiben, aus welchem ihre gnädige Gesinnung für den Fürsten klar ersichtlich wäre.

Die Königin versprach, auf den Rat des Lord Burghlei alle Wünsche Sigismunds zu erfüllen. Sie belobte den Takt und die Klugheit des siebenbürgischen Gesandten in ihrem an Sigismund gerichteten Briefe und wir sind geneigt zu glauben, daß dieses Lob keine leere Höflichkeitsphrase gewesen sei. In demselben Briefe versprach die Königin, ihr möglichstes zu tun, um Siebenbürgen von der Last der schweren türkischen Forderungen zu befreien, auch versprach sie, schon im Interesse Siebenbürgens den kriegführenden Mächten ihre Friedensvermittlung anzubieten.<sup>7)</sup>

<sup>7)</sup> Rakas, *Iter Persicum* von Georgio Tectandro. Altenburg 1610. — W. Bethlen, *Hist. Transsylvan.* III. Bd., S. 99 ff. — Brief des Rakas an Cecil (Lansdowne Manuscripts No. 76, 2. British Museum). — Elisabeth an Sigmund (Public Record Office, Turkey 1594, 9. Febr.) und die Instruktion des Rakas in *Acta Publica Transsylvanica* 1593. Staatsarchiv in Budapest.

(Fortsetzung folgt.)





## Herbert Spencer und die Soziologie.

Von E. V. Zentker, Wien.

Um die Stellung zu würdigen, welche Spencer in der Soziologie einnimmt und die Rolle zu schätzen, die er in der Geschichte dieser jungen Wissenschaft gespielt hat, muß man den Blick über ihn hinaus etwas nach rückwärts lenken und klarstellen, was denn eigentlich vor ihm bereits geleistet war und worin sonach sein eigenes Werk und eigenes Verdienst liegt. Von den wissenschaftlichen Vertretern der Soziologie, deren Tätigkeit vor Spencers „Socias Statics“ fällt, wären, wenn man von älteren Erscheinungen wie Bico, Montesquieu u. a. absieht, nur drei zu nennen: Auguste Comte, Quételet und J. Mill Stuart. Und auch diese kommen für die Beurteilung Spencers nicht alle in Betracht, denn Quételet, den „Vater der Statistik“, der auch die Soziologie auf statistischer Grundlage aufbauen wollte, blieb Spencer gänzlich unbekannt. Die Kenntnis fremder Sprachen war eine der schwachen Seiten des großen englischen Gelehrten, deutsch verstand er gar nicht, und wenn ihm ein französisches Werk Schwierigkeiten bereitete, legte er es rasch wieder bei Seite. Wir dürfen daher auch nicht erstaunen, wenn wir aus seiner Selbstbiographie erfahren, daß er selbst Comtes „Politique positive“, das grundlegende Werk der modernen Soziologie, kaum über das erste Drittel hinaus gelesen und dann, als er auf die von ihm nicht geteilte Anschauung von den drei Epochen der gesellschaftlichen Entwicklung stieß, mit einer gewissen Indignation weggelegt hat. Aber man darf daraus doch nicht schließen, daß ihm Comte so

unbekannt geblieben sei, wie Quételés. Die Berührungspunkte zwischen den beiden Forschern sind zu auffällig, als daß man annehmen könnte, Spencer habe Comtes Anschauungen nicht wenigstens durch Vermittlung englischer Schriftsteller gekannt.

Comtes Verdienst um die Soziologie besteht vorwiegend darin, daß er als Erster die Bedeutung der sozialen Vorgänge und Erscheinungen als Wesen sui generis unzweideutig betont und die wissenschaftliche Erforschung dieser Vorgänge und Phänomene gefordert und versucht hat. Die Soziologie — der Name stammt von ihm — sollte es ermöglichen, die politischen Ereignisse und sozialen Veränderungen bestimmt vorherzusagen, so wie etwa die Astronomie eine Sonnenfinsternis vorher sagt, und die Politik selbst in eine Wissenschaft umzuwandeln. Daher auch der Titel: „Politique positive“. Was Comte selbst für den Ausbau dieser Wissenschaft getan hat, beschränkt sich eigentlich auf die Methodenfrage. Er nahm für die Soziologie außer der direkten Beobachtung noch das Experiment und den historischen Vergleich als vorzüglichste Forschungsmittel in Anspruch. Wie das Experiment anzuwenden sei, hat Comte selbst nicht gezeigt, er hat dies vielmehr seinen Nachfolgern überlassen, denen er das Programm mitgab, daß nur die Biologie den Ausgangspunkt der Soziologie bilden solle, da nur sie allein die organischen Bedingungen der Sozialität erkläre.

Comte selbst hat für seinen Teil sich damit begnügt, die historische Methode anzuwenden und an Stelle der versprochenen soziologischen Gesetze eine recht matte Neuauflage einer Geschichtsphilosophie im Geschmacke Hegels zu liefern. John Mill Stuarts Verdienst bestand hauptsächlich darin, an Comtes Werk eine unerbittliche Kritik geübt zu haben, wobei er allerdings die wertvollsten, bis heute noch geltenden Aufschlüsse in sozialwissenschaftlichen Dingen gewährte. Mill hat Comtes Lebenswerk an seinen zwei Hauptstützen angegriffen. Er leugnete die Möglichkeit eines soziologischen Experimentes und damit die Zulässigkeit der sogenannten biologischen Methode in der Soziologie und er stellte in entschiedene Abrede, daß wir jemals in den Stand gesetzt werden könnten, politische oder soziale Ereignisse mit wissenschaftlicher Bestimmtheit vorherzusagen. Mill sagte, die Verkettung der sozialen Ereignisse sei so kompliziert und vielseitig, daß es ganz unmöglich sei, bei irgend einer Erscheinung, die notwendige Folgeerscheinung mit unbedingter Sicherheit vorherzusagen oder von

irgend einer Erscheinung die Ursache genau anzugeben. Da es nun aber nicht möglich ist, reine Kausalreihen auf sozialem Gebiete herzustellen und die Abfolge bestimmter Erscheinung gewissermaßen in der Isolierung zu studieren, könne von einem Experiment im wissenschaftlichen Sinne nicht die Rede sein und die Soziologie müsse sich daher mit dem indirekten Vergleich, mit der historischen Methode begnügen. Aus demselben Grunde, meinte Mill, sei auch nicht daran zu denken, daß die soziale Wissenschaft jemals uns in den Stand setzen werde, politische Ereignisse vorherzusagen, so etwa, wie die Astronomie eine Sonnen- oder Mondfinsternis vorherbestimmt. Ein politisches Orakel werde die soziale Wissenschaft nie werden, wohl aber könne sie eine wertvolle Wegweiserin für die politische und soziale Reform werden und darin habe sie ihren wahren Beruf zu suchen.

Wie man sieht, bestanden auch vor Herbert Spencer in der Methodenfrage bereits recht geläuterte Anschauungen, wenn auch die Meinungen schon damals wie heute geteilt waren. Spencer tritt in seinen Werken als eine Art Vermittler zwischen den beiden Richtungen auf. Er neigte, wie sein ganzes Lebenswerk zeigt, in methodischer Hinsicht stark zu Comtes Anschauungen. Für ihn war wie für Comte die Biologie der Ausgangspunkt der Soziologie, aber nur insoweit es sich handelte, die organischen Bedingungen der Sozialität zu erklären. Wo es sich darum drehte, die Entwicklung der gesellschaftlichen Formen und Erscheinungen zu erklären, griff Spencer zur historischen Methode und brachte insbesondere die Resultate der ethnologischen Forschung zur vollen Verwertung. Auch was den Beruf der Soziologie betrifft, zeigt sich in Spencers Anschauungen deutlich der Einfluß seiner Vorläufer. Er hat nie ganz den Optimismus Comtes geteilt, aber sich auch nie ganz zu Mills resignierter Anschauung bekannt. Im besonderen, in dem was Spencer das „Biographische“ einer sozialen Entwicklung nennt, könne die Soziologie allerdings ebenso wenig wie eine andere Wissenschaft vorherzusagen. Aber es gebe auch eine Gruppe von Tatsachen, welche sehr wohl mit aller wünschenswerten Sicherheit vorherbestimmt werden können, die allgemeinen Tatsachen, welche den Bau, die Funktionen, das Wachstum usw. betreffen. „Wenn es ein Irrtum ist, zu sagen, daß es keine Wissenschaft vom Menschen gebe, weil die Ereignisse im Leben eines Menschen nicht vorhergesehen werden können, so ist

es ebenso erwiesen ein Irrtum, zu sagen, daß es keine Wissenschaft der Gesellschaft gebe, weil es keine Voraussicht der Vorfälle geben könne, welche die gewöhnliche Geschichte ausmachen.“

Die Ansicht Comtes, daß die gesellschaftlichen Erscheinungen reale Existenzen seien, bildet auch für Spencer den Ausgangspunkt aller Forschung. Aber er begnügt sich nicht damit, zu beweisen, daß die Gesellschaft ein reales Wesen ist, er forscht auch weiter, welcher Art dieses Wesen ist. „Wenn wir eine Gesellschaft als ein Ding betrachten dürfen“, sagt er, „zu welcher Art von Dingen müssen wir sie rechnen? Sie scheint vollkommen unähnlich jedem sonstigen Objekt, mit dem unsere Sinne uns bekannt machen. Die Ähnlichkeit, welche sie möglicherweise mit anderen Dingen haben mag, kann also jedenfalls nicht der unmittelbaren Wahrnehmung zugänglich sein, sondern nur durch Schlüsse erkannt werden. Wenn die konstanten Beziehungen zwischen ihren Teilen sie zu einem Wesen stempeln, so ergibt sich die Frage, ob diese konstanten Beziehungen zwischen ihren Teilen irgendwie verwandt seien der konstanten Beziehung zwischen einer Gesellschaft und einem beliebigen anderen Ding und also beruhen auf dem Parallelismus des Prinzips in der Anwendung ihrer Bestandteile. Es gibt nun zwei große Klassen von Aggregaten, mit denen das soziale Aggregat verglichen werden kann: unorganische und organische. Sind die Eigenschaften einer Gesellschaft irgendwie gleich oder ähnlich denen eines nicht lebenden Körpers oder gleichen sie irgendwie denen eines lebenden Körpers, oder aber unterscheiden sie sich willig von beiden?“

Herbert Spencer hat darauf die präzise Antwort erteilt: „Die Gesellschaft ist ein Organismus“, und sein ganzes soziologisches Werk gilt vorwiegend dem Zweck, diese angebliche Wahrheit zu beweisen. Er hat mit vielem Geist und einem bis dahin unbekanntem Schatz ethnologischer Tatsachen den Parallelismus zwischen dem biologischen und dem soziologischen Prozeß nachzuweisen gesucht. Er hat gezeigt, wie auch die soziale Entwicklung von aller-einfachsten, undifferenzierten Aggregaten ihren Ausgangspunkt nimmt und dann durch eine ununterbrochene Kette von Differenzierungen und Integrierungen weiterschreitet zur Bildung von Organen, zur sozialen Organisation. Er hat die einzelnen Organe und Funktionen der Gesellschaft genau untersucht und ihre

Entwicklung an der Hand der analogen Vorgänge und Tatsachen des organischen Lebens zu erklären gesucht. Er hat ein ungemein reiches Tatsachenmaterial in Bewegung gesetzt, um seinen Lieblingsatz zu beweisen, und er merkte dabei gar nicht, daß er einen schweren methodischen Fehler beging, indem er sich sein ganzes Leben an einer Induktion abmühte, die gar keinen anderen Zweck verfolgte, als ein von vornherein rein deduktiv gewonnenes Dogma zu bekräftigen. Die Lehre, daß die Gesellschaften Organismen seien, das war das dem Spencer Eigentümliche, das war der entscheidende Schritt, den er über Comte und Mill hinausst. Das war seine originelle Idee, welche Schule machte und heute noch fest in den Köpfen der meisten Soziologen haftet. Es ist daher zu einer gerechten Würdigung Spencers ganz unerläßlich, daß man die Frage prüfe, ob denn die Gesellschaften auch wirklich Organismen seien und ob der von Spencer behauptete Parallelismus zwischen Biologie und Soziologie wirklich bestehe.

Vor allem ist der Schluß Spencers, daß die Gesellschaften, wenn sie reale Dinge seien, irgend einer bekannten Kategorie von Dingen einzureihen wären, im höchsten Grade anfechtbar. Unsere Einteilungen und Klassifizierungen, wie z. B. anorganisch und organisch, sind natürlich nur Behelfe, die nur insoweit gelten, als nicht geänderte Verhältnisse eine Änderung und Neuklassifizierung notwendig machen. Einfach zu sagen, ein neugefundenes Ding müsse entweder anorganisch oder organisch sein, geht nicht an, weil es eben ein Ding sui generis, der Repräsentant einer eigenen Kategorie sein kann. Diese Möglichkeit hat Spencer, wie aus dem angeführten Zitate hervorgeht, wohl geahnt, aber gar nicht näher geprüft. Er hat vielmehr kurzweg gesagt: „Die Gesellschaften sind Organismen.“ Nun soll ja nicht geleugnet werden, daß die sozialen Körper tatsächlich die größte Ähnlichkeit mit den organischen Körpern aufweisen, vor allem, daß sie wie diese aus organischen Elementen zusammengesetzt sind und daß zwischen der soziologischen und der biologischen Entwicklung ein gewisser verwandtschaftlicher Zug unverkennbar ist. Aber es kann auch nicht übersehen werden, daß es ebensoviel durchgreifende Verschiedenheiten zwischen Gesellschaften und Organismen gibt und daß daher die Gleichung: Gesellschaft = Organismus nicht stimmt. Man kann von mir an dieser Stelle eine volle Widerlegung der sogenannten biologischen Theorie nicht erwarten. Ich verweise dies-

bezüglich auf meine Soziologie,<sup>1)</sup> wo ich den Gegenstand ausführlich behandelt habe. Aber um nur Eines anzuführen: es muß doch schon der Umstand allein die größten Unterschiede bedingen, daß die organischen Gebilde aus Organismen der aller-einfachsten Art, aus Zellen zusammengesetzt sind, während die sozialen Gebilde aus Organismen der allerhöchsten Art, ja aus den denkbar vollkommensten und kompliziertesten organischen Wesen bestehen. Die Naturkräfte bleiben wohl immer dieselben, aber sie treten unter verschiedenen Bedingungen auch in der unterschiedlichsten Weise in die Erscheinung. Der optische Strahl erleidet die verschiedenartigsten Veränderungen, je nachdem er durch einfaches Glas, durch ein prismatisches, durch ein sphärisch geschliffenes Glas oder durch eine geschliffene Turmalinplatte geht. Sollte es aber gar keinen Unterschied ausmachen, ob irgend eine Naturkraft auf ein einfaches Eiweißklümpchen oder auf den Menschen wirkt?

Wir wollen nur an einem Beispiele zeigen, wie verschieden die Wirkung ein und desselben Naturgesetzes unter den verschiedenen Voraussetzungen des organischen und sozialen Lebens sein kann. Wir haben das Gesetz der Arbeitsteilung vor Augen. Im organischen Leben ist die größte Freiheit und Selbständigkeit der Einzelwesen auf der tiefsten Stufe der Entwicklung vorhanden. Da führt jede Zelle ein durchaus selbständiges Dasein, kann sich von irgend einer Gemeinschaft, in der sie lebte, trennen oder trennen lassen, ohne irgendwie Schaden zu leiden. Je weiter die Arbeitsteilung, der Differenzierungsprozeß vorwärts schreitet, desto intensiver wird die Anpassung der Elemente, desto größer ihre Unfreiheit, bis endlich die Differenzierung soweit vorgeschritten ist, daß die einzelne Zelle nur noch im Zusammenhang mit dem Ganzen leben kann und losgerissen von demselben zugrunde geht. Im sozialen Leben hat die Arbeitsteilung genau die umgekehrte Wirkung. Der einzelne ist hier gerade unter den primitivsten Verhältnissen am unfreiesten, am meisten an seine Gesellschaft gebunden, von ihr abhängig, so daß die Losreißung von der Gemeinschaft für ihn gleichbedeutend mit dem sicheren Tod ist. Je weiter die Arbeitsteilung schreitet, je höher die Organisation der Gesellschaft wird, desto selbständiger und freier wird das Individuum und auf unserer Entwicklungsstufe kann der einzelne sehr wohl den sozialen Verband, in dem er geboren wurde, lösen und

<sup>1)</sup> „Die Gesellschaft.“ Berlin (Reimer), 2 Bde., 1890—1903.

einem anderen beitreten, was dem Naturmenschen ganz unmöglich ist. Der Grund hierfür ist, daß — was Spencer selbst zugibt — der Mensch, als das soziale Element, sich einer bestimmten sozialen Funktion nie in dem Maße anpaßt, daß er darüber die Vielseitigkeit seiner Anlagen verlieren würde. Das biologische Element, die Zelle, wird zur Knochen-, Muskel- oder Nervenzelle und kann nie wieder eine andere Funktion verrichten und nie wieder etwas anderes erzeugen, als Knochen-, Muskel- oder Nervenzellen. Das ist im sozialen Leben nicht der Fall und Spencer selbst hat dies zugegeben. Daraus folgt aber, daß die Formen des sozialen Lebens viel flüssiger, viel weniger schablonenhaft sind, als die des organischen Lebens. Deshalb ist eine soziale Formenlehre ganz unmöglich und selbst eine Aufzählung und Klassifizierung der sozialen Organe und Funktionen wenigstens bis heute nicht möglich.

Die Funktionen, welche Spencer als soziale anführt, sind zum größten Teil überhaupt gar keine sozialen Funktionen. Die Fortpflanzung z. B. ist eine rein individuelle Funktion. Die soziale Fortpflanzung findet in einer Weise statt, die zumindestens mit den eigentlichen Formen der organischen Fortpflanzung, mit der geschlechtlichen gar nichts gemein hat. Die Gesellschaften wachsen und bestehen durch eine Art Epigonesse, aber nicht durch Generation, das muß Spencer schließlich selbst zugeben. Auch die Ernährung ist keine soziale, sondern eine individuelle Funktion. Es gibt soziale Funktionen: die Wirtschaft, den Krieg, die Erziehung, die Justiz usw. Aber für diese gibt es keine Analogien in der Biologie, und Spencer weiß daher aus diesen Funktionen auch nichts Rechtes zu machen.

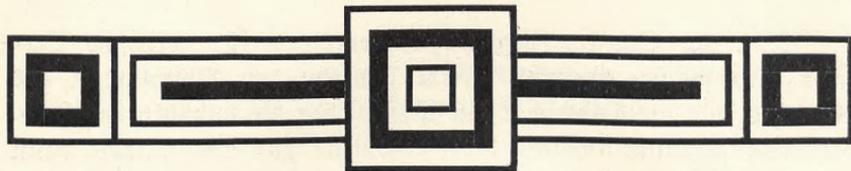
Wir haben hier diese große Frage nur ganz flüchtig gestreift. Aber man sieht schon aus dem Wenigen, daß die Analogie zwischen Organismus und Gesellschaft durchaus nicht paßt, und Herbert Spencer, ehrlich, wie er war, mußte zuletzt selbst zugeben, daß die Analogie sich hauptsächlich auf die Art der Zusammensetzung der die Aggregate bildenden Elemente erstreckt und darüber hinaus nicht getrieben werden könne und solle. Eine Folge dieser etwas späten Erkenntnis war es, daß er seine ursprüngliche Behauptung, die Gesellschaften seien Organismen, dadurch einschränkte, daß er die Gesellschaften später als „supraorganische“ Gebilde bezeichnete. Was heißt aber das: supraorganisch? Doch wohl etwas, was über den Organismen steht, mehr ist als diese. Wenn die sozialen Ge-

bilde nichts als Organismen wären, dann müßten sie sich auch vollkommen durch die Biologie begreifen lassen und es wäre nicht einzusehen, wozu man überhaupt noch eine eigene Wissenschaft der Soziologie brauchte. Sind aber die Gesellschaften etwas mehr als bloße Organismen (un supra-organisme est un organisme avec quelque chose de plus — sagt der eifrige Organiker R. Worms), dann ist eben dieses „Etwas mehr“, wodurch sich die Gesellschaften von den Organismen unterscheiden, der eigentliche Gegenstand der Soziologie. Gerade dieses den Gesellschaften Eigentümliche ist zu untersuchen, aber gerade damit hat sich Spencer eigentlich gar nie befaßt.

Herbert Spencer hat gerade durch jene Idee, die keineswegs das beste Kind seines Geistes genannt werden darf, Schule gemacht. Zahlreiche Jünger, unter ihnen Schäßle, Lilienkron und besonders die um René Worms sich gruppierende jüngere Pariser Schule von Soziologen haben Spencers Hauptgedanken gierig aufgegriffen und die Analogie zwischen Gesellschaft und Organismus bis zur Karrikatur und Frage zu treiben gesucht. Die ganze Soziologie wurde für sie ein Versuch, das gesellschaftliche Leben durch die Brille des Anatomen, Physiologen und Pathologen zu sehen. Diese Spielerei hat der jungen Wissenschaft der Soziologie in den Augen der ernst Strebenden viel geschadet, aber diese Schädigung ist nicht Spencer zur Last zu legen, der, wenn er auch irrte, doch immer selbst das Maß zu halten verstand und andere eindringlich vor jeder Übertreibung warnte. Spencer war eben eine durch und durch wissenschaftliche Natur und sein streng geschulter Geist kehrte nach einer Abirrung ganz von selbst wieder in die Bahnen des Rechts zurück. Während er sich abmühte, für seine Analogie eine geschlossene Beweiskette zu liefern, gab er ein empirisches Bild der sozialen Entwicklung, das tausendmal wertvoller war als das, was damit bewiesen werden sollte. Spencer war der erste, der mit Hilfe der Ethnologie eine natürliche Entwicklungsgeschichte der sozialen Formen und Gebilde lieferte und, so lückenhaft, so verfehlt in manchem Detail auch dieses Bild sein mochte, es ist doch die dauerhafte und feste Grundlage der wissenschaftlichen Soziologie geworden. Was Spencer auch als Begründer der sogenannten „biologischen Schule“ in der Soziologie verschuldet haben mag, als Schöpfer der „deskriptiven Soziologie“ hat er alle Schuld wieder gut gemacht.

Man hat Spencer, den Soziologen, auch für politische Parteien einzufangen versucht. Ferri hat ihn den Philosophen des Anarchismus und Ludwig Stein kürzlich den Philosophen des Liberalismus genannt. Beides läuft eigentlich auf eins hinaus, denn der Liberalismus ist ein auf halbem Weg stehen bleibender, vor sich selbst erschreckender Anarchismus. Aber Spencer schrieb gewiß weder für den einen wie für den anderen. In einer kleinen Schrift hat er zwar den Gedanken zu vertreten gesucht, daß die soziale Entwicklung von der Gebundenheit zur Freiheit, vom Staate (status) zum Vertrag (contractus) strebe und daß der Sozialismus als der Gipfelpunkt der Reglementierung daher einen Rückschritt in der Entwicklung bedeute. Ich glaube aber nicht, daß man aus einer solchen Kundgebung auf eine Stellungnahme für eine bestimmte politische Doktrin schließen dürfe. Spencer hat vielmehr in allen seinen Werken als echter Evolutionist stets den Gedanken verfochten, daß die Formen der Gesellschaften stets das notwendige Produkt des jeweilig erreichten allgemeinen Entwicklungsstadiums seien. Eine solche Ansicht verträgt sich aber nicht mit einer bestimmten politischen Doktrin, die stets ausschließend und im höchsten Grad verallgemeinernd auftritt. Herbert Spencer gehört nicht der Politik und keiner Partei. Er gehört allein der Wissenschaft und besonders der Soziologie, die ihn trotz aller Irrtümer stets dankbar zu ihren Vätern zählen wird.





## Meine Erinnerung an Friedrich Hebbel.

Von Franz Keim, Wien.

Es bleibt eine erhebende und tröstliche Wahrheit: Das Gemeine, ob es sich noch so sehr breit macht, vergessen wir bald, überwinden wir gründlich; das Gute, das Große, wenn auch noch so viel bestritten und bezweifelt, gehört uns bis in Ewigkeit, es hat die Zukunft für sich. Und immer muß das Große wieder die Erfahrung machen, es wird von den kleinen Größen, die zu aller Zeit die Mehrheit bilden, absolut nicht anerkannt, ja oft vor Wut belächelt. Aber das Große weiß, daß es groß ist, es lächelt nicht einmal über die Kleinen; sein Augenziel liegt weitab von der Gegenwart, es hat das Vollgefühl der Zukunft, es hat zu schaffen für die Ewigkeit. Und solche Arbeit erhebt. Wohl dem, der so glücklich war, einem der Unsterblichen auf seiner Lebensbahn durch Zufall oder freie Wahl zu begegnen! Doppelt glücklich, wenn es in der frühesten Jugendzeit geschah, wo seine Seele durstig nach dem Edelsten begehrte, wo seine Sehnsucht nach dem höchsten Ziele verlangte, wo seine Kräfte noch rein und ungebrochen waren. Mag ihn später noch so dunkle Nacht umgeben, er tröstet sich, er lacht der schlimmsten Gegenwart und sagt sich selbst zum Troste: Was tut's? Ich habe meinen Stern gesehen!

Solche Gedanken steigen mir immer und immer wieder tröstlich auf, wenn ich manchmal zufällig und unfreiwillig das überlaute und vordringliche Geschrei des Alltages höre oder die Blasen sich blähen und zerplagen sehe, die aus dem ewigen Grundwasser der geistigen Zersetzung ihre Gase treiben. Die Erinnerung ist dann das Meer, in dem ich meinen Stern erglänzen sehe.

Ich war noch ein blutjunger Studiosus, der in jener glorreichen Zeit nach Wien gekommen war, um alle Wissenschaft und alle

Welt über dem Zauber des alten Burgtheaters zu vergessen. Was kümmerte mich Laubes eisernes und nüchternes Regiment, wir hatten ja die großen Künstler! Ich bin kein blinder „laudator temporis acti“, ich weiß, daß die Gegenwart und auch die Zukunft dieses erneuten Hauses große, edle, schöne Früchte und wieder holde Blüten erbracht hat und künftig bringen muß, aber mein Herz erfrischt sich doch am schönsten in den alten Erinnerungen.

Den König Lear des alten Anschütz muß man gesehen haben, den Götze des Löwe, die Shakespearigestalten des einzigen Laroche, die Kraftgestalten Gabilons, den Franz Moor des jungen Lewinsch und ganz besonders Bernhard Baumeisters junge Prachtgestalten; die alte Kettich als Lea — ich sehe einen endlosen Zug und ich würde kein Ende finden, ihn festzuhalten.

In jenen Tagen entlieh ich mir aus einer Leihbibliothek ein vergilbtes Büchlein in unschöner Ausgabe und verschlang seinen Inhalt, halb sitzend, halb lehrend über dem Gemäuer der alten Bastei nahe dem Volksgarten. Es war „Maria Magdalena“ von Friedrich Hebbel. Und nun verschlang ich alle seine Dramen, eins ums andere: die „Judith“, „Agnes Bernauer“, „Genoveva“, „Herodes und Mariamne“, „Gyges“ und wie sie alle heißen. Auch die Komödien und das Polemische. Ich war begeistert. Und nun erfuhr ich bald, daß der gewaltige Dichter des Winters in Wien, des Sommers, auf kurze Zeit, in meiner schönen Heimat wohne, im Oberland zu Gmunden am Traunsee, in einem kleinen Häuschen mit einem grünen Garten. Und unser Gmunden war damals noch kein offizieller Kurort, sondern ein unentweihetes, herrliches Idyll. Aber ich fühlte mich nicht würdig, seinen Weg zu kreuzen.

Und wieder über eine Zeit (während Laube und das Burgtheater sich seinen Werken verschlossen hielten, aber Mosenthal und selbst Weilen dieses Haus beherrschten) erscholl die freudige Kunde aus Weimar, daß dort unter Dingelstedts genialer Leitung auf der großherzoglichen Bühne Hebbels „Nibelungen“, ein deutsches Trauerspiel in drei Abteilungen (nach Schillers „Wallenstein“ und Grillparzers „Goldenem Bließe“, die dritte klassische Trilogie der deutschen Bühne), mit großartigem künstlerischem Erfolge in Szene gegangen sei. Des Dichters kongeniale Gattin, Christine, einst das erste „Gretchen“ der deutschen Bühne, jetzt

die langjährige, vielgerühmte Künstlerin der Burg, spielte die Brunhilde.

Ich las, ich verschlang die „Nibelungen“. Endlich mußte auch Laubes Widerstand diesem Meisterwerke gegenüber kapitulieren.

Es war im Sommer des Jahres 1862. Ein Schwarm lustiger Sommergäste, wie sie alljährlich in unser liebliches Salzkammergut strömen, war von Gmunden aus nordwärts, entlang der stillen, waldumsäumten Murach, zur sogenannten Rabenmühle gepilgert, die wie ein Schwalbennest am Fuße einer Felsenwand klebt, um naturfreundliche Sommergäste zu bewirten. Felsen, Wald und Wasser, dazu die grünen Wiesen das Tal entlang, es konnte kein entzückenderes landschaftliches Stimmungsbild geben.

Es war Sonntag und außer den Fremden zahlreiches Landvolk anwesend, das besonders auf der Regalbahn zechte, schob und jauchzte. Ich saß mit einem Altersgenossen, einem strammen Tänzer, bereits vor meinem Glase im Grünen. Alles plauderte, zechte, lachte, lustige „Schnaderhüpfel“ stiegen in die duftige Luft empor, da stieß mich plötzlich mein nordischer Genosse an und machte mich auf ein seltsames Gefährt aufmerksam, das eben aus der Höhe des Waldes den Hohlweg herunterkam. Ländliche Pferde, ein Leiterwagen und auf diesem die originellste Gesellschaft; Gestalten wie aus Goethes „Wilhelm Meister“.

Es ist zu lange her und der Anblick war auch zu flüchtig, als daß ich mit Bestimmtheit alle Insassen dieses Wagens, Mann für Mann und Weiblein für Weiblein, genau verzeichnen könnte. Aber ich erkannte sofort, daß es Künstler waren, und speziell Künstler von der Burg. Bestimmt aber weiß ich, der Recke Gabillon war darunter. Auch Zerline, seine zierliche Frau. Ich glaube auch Meigner und der sonnige Baumeister. Wenn ich mich irrte, so war es verzeihlich, denn mitten unter ihnen sprang vom Wagen eine nie gesehene Gestalt. Wieder stieß mich mein Begleiter an (er war Buchhändler und hatte den Fremden sofort erkannt), indem er lebhaft zu mir sagte: „Du hast Glück, schau' ihn gut an, da kommt dein Ideal, das ist Friedrich Hebbel!“

Das hellblonde, mit dem ersten, leisen Silber eines zu früh beginnenden Alters (infolge einer noch nicht geahnten Krankheit) durchsetzte Haupt- und Barthaar, die ungewöhnlich hohe Stirn, das meerblaue Auge, licht und sprechend, halb wehmütig, halb treuherzigfühn, die sinnende Neigung des Hauptes, die nordischhelle

Gesichtsfarbe mit je nach dem Affekte lebhafterem Erröten der Wangen, die ganze hoheitsvolle und schwebend bewegliche Gestalt, alles, alles verkündete meinem Auge und meinem Herzen: Ja, der muß es sein! Der ist Friedrich Hebbel!

Wieder blieb ich andachtsvoll in der Ferne, nur mit den Augen genießend, was ich bisher mit dem Geiste genossen hatte, bis zuletzt die wunderlichen Gäste mit dem ländlichen Wagen und endlich das ganze Getümmel der Zecher und Kegelspieler mit der einbrechenden Dämmerung unseren Blicken entschwunden waren.

Ich sollte auf eine ganz andere Art dem großen Dichter in Gmunden nähergeführt werden. Die nächste Veranlassung dazu gab mir ein gar seltsamer und wunderlicher Kauz. Er lebte in Gmunden, ich weiß nicht, seit wie langer Zeit. Er zählte wohl nahe an siebenzig Jahre, trug einen Nasenklemmer oder eine Brille, besaß einen militärischen Schnauzbart und stak in eleganter schwarzer Kleidung mit seiner dünnen Gestalt. Er hatte den Offiziersdienst seit Jahren quittiert und lebte an der Seite seiner ebenso alten, aber tüchtig geschminkten, wohlhabenden Gattin als Privatmann, poetischer Schriftsteller und Chef seiner einträglichen Tabaktrafik ein behagliches Leben, als ein Mann von originellen Umgangsformen, der zuweilen in Pantoffeln und Schlafrock die stille Gasse herauf mir einen Besuch abstattete und nie versahle, mich zu versichern, daß er mich hochschätze und daß er einst der schönste Mann seines Regiments gewesen sei. „Sie kennen doch meine Volksfagen oder meinen Aufsatz in der „Eleganten Zeitung“?“ pflegte er regelmäßig dazwischen hinzuwerfen.

Dieser originelle, etwas antiquiert elegante — heute würden wir sagen — alte Gigerl hatte sich in seinem eisernen Selbstbewußtsein selbst bei Hebbel eingeführt. Eine Zurückhaltung schien er in keinem Sinne zu begreifen. Er hatte sich als Dichter eingeführt. Wie ihn Hebbel hinnahm, ist mir nicht bekannt geworden. Die Literaturgeschichte hat es nicht verbucht.

Eines Tages trat der „Elegante“ auf der Esplanade auf mich zu, klopfte mir vertraulich auf die Schulter und sagte kurz und scharf: „Junger Freund, Hebbel ist hier. Sie müssen zu ihm. Ich habe Sie schon angekündigt.“ Ich bin bis zu dieser Stunde ein bescheidener Mensch geblieben. Solchen Schrecken, wie diese Ankündigung, an der ich vollkommen schuldlos war, hat mir keine Offenbarung in meinem Leben je bereitet. Aber er hatte nicht

gelogen, Hebbel war offenbar in einer Königslaune und lud mich bald nachher durch meinen Vater freundlich in sein Haus.

Wie schlicht war damals noch dieses später vielfach veränderte alte Hebbel-Haus! Nur ein Erdgeschoß und dahinter das Obstgärtlein und der Wein an der Pforte und darin — das Rotschwänzchenest! Mit Herzklopfen zog ich die Klingel. Wußten doch die literarischen alten Weiber so viel zu erzählen von der göttlichen Grobheit des Dichters der „Judith“. Und wie anders kam mir der große Mann entgegen, wie wohlwollend herzlich bot er mir die Hand und führte mich, den Unbeholfen=Andachtsstummen, ins Kinderhaus des Gärtchens. Mich zu ermutigen, trug er auch die Kosten unserer Zwiesprache größtenteils selber, so daß ich zu den Ehren dieser Stunde auch noch den Vorteil des Genußes seiner lebensvollen Rede hatte. Er mischte teilnahmsvolle Fragen ein nach meinen Studien und Lebensfernichten. Dabei leuchteten seine blauen Meeraugen, seine Stimme wurde tönend und lebhaft, auch bei so schlichter Gelegenheit wurden seine Gedanken lebhaft und geflügelt, wie im Selbstgespräche. Und das alles goß eine Wärme und ein Glückgefühl über mich aus, was auch mich beredter machte. Daß ich mich neben der Germanistik mit Philosophie beschäftigen wolle, schien er wenig zu billigen. Ich höre heute noch sein „Um! Philosophie! — Spekulation!“ erklingen. „Aber“, sagte er feurig, „Medizin sollten Sie studieren; das ist die Wissenschaft aller Wissenschaften!“

Als ich dann, meinem übervollen Herzen gehorchend, der Begeisterung für sein Nibelungendrama Worte lieh und (wie es Laien zu tun pflegen, die den Strömungen und Kabalen der sogenannten kritischen Würdigung nicht in die Karten sehen) meiner Freude Ausdruck gab, daß jetzt auch seine letzten Gegner hinweggeblasen seien, da kam der echte stolze Hebbelgeist über ihn und er schloß mir den Mund, indem er scharf ironisch sagte: „Junger Freund, was man bei uns in Poesie und Kunst die öffentliche Meinung heißt, das gehört zu allermeist unter den Nachtopf.“ Das war drastisch, aber die Zeit hat es oft und oft gestempelt, ich habe diese Worte wohl behalten.

Als ich den Dichter wieder besuchte, sah ich auch seine Tochter. Er sprach jetzt behaglich über sein Haus und die Seinen; auch über die bevorstehende Einladung nach Weimar zu den Jagden des Großherzogs. Lächelnd erledigte er die Aufträge meiner zu-

dringlichen Freunde, die seine Eigenschaft erobern wollten. Mir, der ich um nichts zu bitten wagte, schrieb er ein Epigramm aus seinen Gedichten. Als ich schied, streckte er mir die Hand entgegen: „Also auf Wiedersehen in Wien!“

Im darauffolgenden Sommer 1863 erfuhr ich, daß er leidend sei, und hielt mich ferne. Da klopfte mich eines Tages wieder der „Elegante“ auf die Schulter und sagte lächelnd: „Wissen Sie, daß Hebbel hier ist?“ — „Das weiß ich,“ sagte ich. — „Denken Sie,“ fuhr er fort, „ich wollte vorsprechen, aber er hat mich abgewiesen.“ Ich gab mir Mühe, ihm das Sonderbare seines Argers begreiflich zu machen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Es ist nichts mit ihm zu machen.“ Damit verschwand er.

In meiner Sorge um den kranken Dichter erkundigte ich mich schriftlich und erhielt zu meiner großen Freude einen eigenhändigen herzlichen Brief, in dem er mich bat, ihn in Wien im Herbst zu besuchen. Ich bewahre diesen Brief als Kleinod in meinem Archive; er hat mich oft und oft über die Unbilden der Zeit und des Lebens getröstet.

Immer kränker wurde nun der große Dichter. Als ich in Wien eines Morgens die Zeitung zur Hand nahm, mußte ich bitterlich weinen, denn ich erfuhr seinen Tod.

Auf meiner Hochzeitsreise im Juli 1877 kam ich mit meiner jungen Frau wieder nach Gmunden, wo meine alten Eltern lebten. Da trafen wir mit der Witwe des Unsterblichen zusammen, mit der uns seither innigste Freundschaft verbindet. Soll ich noch beifügen, wie sie ebenso einzig als Gattin wie edel als Künstlerin war? Wir alle wissen, wie viel sie für die Glorie seines Gedächtnisses getan hat. Mit ihren Jahren wuchs der Ruhm seines Namens. Nach einer glänzenden Aufführung der „Nibelungen“ im Berliner königlichen Schauspielhause sagte Kaiser Wilhelm II. zur Witwe des Dichters die schönen Worte: „Ihr seliger Gemahl war im Geiste ein Mitbegründer unseres Reiches.“

Möge es mir gestattet sein, diese Erinnerung mit den Versen zu schließen, welche ich damals an die edle Künstlerin richtete:

Wo sind sie nun, die alten, bösen Schatten?  
 So muß die Zeit, so muß der Neid vergeh'n!  
 Du aber, edle Frau, du siehst den Gatten  
 Titanenhaft aus seinem Grab' ersteh'n.

Und ich, ich keh'r nach langen Lebensfahrten  
 Im Geiste heim zur gold'nen Jugendzeit,  
 Ich wandle in des Hebbel-Hauses Garten,  
 Wo Vögel fingen von Unsterblichkeit.

Er selber kommt, er führt mich in die Laube,  
 Er spricht zu mir, mein Herz erbebt vor Lust;  
 Und Liebe glüht und Hoffnung blüht und Glaube  
 An seinen Stern in meiner tiefsten Brust.

Die Größe Deutschlands war noch nicht erschaffen,  
 Und das Vergang'ne war nur Schutt und Schaum,  
 Er aber hat mit Nibelungenwaffen  
 Es neu erkämpft in seiner Dichtung Traum.

Nun aber lebt's, und wieder herrscht ein Kaiser,  
 Und Wahrheit ist, was er gehofft, geglaubt,  
 Und das Jahrhundert flieht ihm Vorbeerreiser  
 Als Ehrenjungfrau ums verklärte Haupt.

So war es einst, so ist's, so wird es bleiben,  
 Das Große wird bezweifelt fort und fort;  
 Was krebst und flicht, will ja sein Handwerk treiben,  
 Die Zukunft einzig spricht das letzte Wort!





## Die Chioggiotten.

Von Camillo V. Susán. Wien.

Leicht wie ein Traum in der dämmernden Seele  
Schwebt ihr dahin auf der blauen Flut.  
Hoch in den herrlichen Äther hinauf  
Ragen die Segel, die bunten.  
Sturmfrohe Möven, gierig nach Beute,  
Drängen euch nach,  
Jetzt in hohen Himmeln kreisend,  
Jetzt mit breitgestreckten Schwingen  
Den weißen Schaum der Wogen streisend.

Glückliche Schiffer! Euch umfliezt  
Die göttliche Schönheit, welche Homer,  
Den Ewigen, schuf. Euch umweht  
Ein sanfter Hauch jener goldenen Tage,  
Da, von freundlichen Winden geschwellt,  
Das erste Segel den kühnen Wager  
Von Insel zu Insel geführt,  
Zu gastlichen fremden Gestaden.  
Euch schreckt kein Sturm, kein Wogendonner,  
Mit des Heilands Bild,  
Das in leuchtenden Farben  
Die Brust eures Schiffes bewehrt,  
Zieht ihr hinaus, vertrauend dem Gotte  
Und eurer eigenen männlichen Kraft.  
Täglich gewinnt ihr euch neu das Leben,  
Und im kleinen Kreise des Wirkens  
Füllt sich mit bescheidenen Freuden der Tag.  
Glücklich, wenn euch im Netze  
Des Meeres Bewohner zappeln,  
Glücklich, wenn euer Schiff  
Den sicheren Hafen erreicht!

So möcht ich leben wie ihr,  
 In süßer Kindheit des menschlichen Daseins,  
 Froh der Gefahr und froh auch,  
 Entronnen zu sein! Und ruhend am Abend,  
 In heiterm Gespräch des Tages Gescheh  
 Bedenkend oder mich freuend  
 An kunstlosen Liedern,  
 Und keinen Gedanken  
 Nutzloser Dualen im Herzen,  
 Keine Sehnsucht nach Höhen und Tiefen,  
 Nach unendlich weiten Gestirnen!

Wir aber, wir Klugen, wir finden nimmer  
 Die Kindheit der menschlichen Seele!  
 Losgerissen sind wir  
 Von der Mutter Natur,  
 Und wie fremde Kinder  
 Eilen wir durch ihre Gefilde,  
 Die sie mit Blumen lieblicher Träume  
 Schmückt und mit Früchten  
 Frohen Genießens beschenkt.  
 „Mutter! Mutter!“ ruft es in uns,  
 Und wir hören die Stimme nicht,  
 Welche uns schmeichelnd lockt:  
 „Kommt Kinder, hier bin ich,  
 Welche ihr suchet!“

Wir grübeln und sinnen,  
 Und wir Zwerge bilden uns ein,  
 Titanen zu sein,  
 Weil wir in unserem Herzen  
 Gefühle aufstürmen,  
 Uns selbst zu belügen,  
 Daß wir mehr als Menschen,  
 Daß wir sterbliche Götter sind.

Am sicheren Herde, im Glanze der Lampen  
 Ist unsere Welt. Meister des Geistes  
 Wissen wir, weise zu sprechen,  
 Wir Helben des Wortes.

Wo ist die Größe des Herzens,  
 Dessen Feuer tiefsten Empfindens  
 Die Welt umflammt und alles verzehrend,  
 Was elend an ihr und vergänglich,  
 Das Urbild ewiger Schönheit  
 Und göttlicher Schöpfungsgedanken  
 Aufleuchten läßt,

Und in jubelnden Hymnen  
Die göttliche Freude des herrlichen Lebens,  
Von der grünenden Erde  
Bis zu goldenen Sonnenwolken  
Aufjauchzen läßt?

Euch preis' ich, ihr mutigen Segler!  
Ihr wißt nichts vom Ringen der Klugen,  
Und ohne Sehnsucht aufblickend  
Zu den leuchtenden Sternen der Nacht  
Lebt ihr der Tat!

Glücklich sei euer Netz!  
Und die schäumende Woge  
Und der waltende Gott,  
Sie mögen euch gönnen  
Die freudige Heimkehr  
Zu den ersehnten Gestaden  
Eurer lieblichen Heimat!



## Die verhaßte Korrektheit.

Wiener Novелlette. Von **Emil Rechert**, Wien.

„Madonnenweiberl!“ sagte Hugo und zwidte sie heimlich in den Arm, daß es ihre Schwester nicht merken konnte. „Madonnenweiberl!“ wiederholte er und gab ihr, die Schwester risikierend, einen artigen Fauststoß in die Seite. In der menschenwimmelnden Kärntnerstraße wirkte das wie ein glänzender Witz und sie empfand die glücklichste Verlegenheit. Selbst die dumme Milli lachte mit, obwohl sie nichts gehört und gesehen hatte, aus leiser Neigung zum Kretinismus, und dann, weil sie sich jedesmal geschmeichelt fühlte, wenn ihre schöne Schwester gefiel. Mizzi mußte an Alfred denken, der stets eine Horreur vor Diebesbezeugungen auf der Straße hatte. Wenn sie ihn in der ersten Zeit auf Spaziergängen manchmal am Arme gedrückt hatte, um ihn lieb anzusehen, so mußte sie Belehrungen über die Unsichlichkeit solcher öffentlicher Zärtlichkeiten anhören.

Hugo huldigte dieser Ansicht offenbar nicht. „Ja, ich bitt' Sie — Fräulein Mizzi!“ — mit dieser Anrede hatte er ihr vorhin den Weg versperrt, und sie fühlte sich durch diesen Reim geschmeichelt, als wäre sie von einem Dichter besungen worden.

„O, Sie sind's!“ hatte sie so freundlich gekispelt, daß Hugo dies zum Anlaß nahm, sie sofort zu duzen.

„Wie geht's denn, Mausl? Wohin denn? Wo ist der Alfred?“

„Haben wir irgendwo zusammen die Schweine gehütet? Woher das Du?“ sagte sie, sich ihrer Vorstadtvergangenheit erinnernd.

„Der Alfred ist heute nicht in Wien,“ fuhr sie fort. „Er hat zu einer Leiche nach Graz müssen. Ein Dinkel von ihm . . . Und mir hat er eine Karte ins Symphoniekonzert gegeben. Diese faden Konzerte.“

„So laß das Konzert laufen und geh' mit mir spazieren.“

„Ja, aber er meint, es ist für meine Bildung.“

„Unsinn — übrigens können wir nach Tisch ins Nachmittagskonzert gehen . . . für Deine Bildung.“ Und schon zog er sie mit sich fort.

„Ja, aber die Karte, um die ist schad!“

„Weißt' was — ich kenn' ein sehr elegantes Hausmeistermädel in der Goldschmiedgasse, zwei Schritt von hier. Gib die Karte her und wart' an dem Eck!“

Und sie wartete mit der Schwester.

Eigentlich war es nicht recht. Sie wußte kaum, woher sie ihn kannte, nur daß sie ihn immer sehr amüßant gefunden hatte.

Aber als sie ihn einmal an Alfreds Arm begegnete, hatte dieser gesagt: „Den kennst Du auch? Das ist kein feiner Mensch.“ Aber warum schickte sie auch Alfred gerade am ersten schönen Frühlingssonntag in dieses Konzert? Er wußte doch, daß sie so etwas noch nie amüßierte. Es war eigentlich eine Bosheit von ihm.

„Hat ihn schon“, sagte Hugo, als er wieder zu ihnen trat. „Und jetzt gehn wir uns der Wienerstadt zeigen.“ Seine Redeweise schlug in ihr eine sympathische Seite an; es war ihr, als ob sie den jungen Mann, der an ihrer Seite ging, von dem sie nicht einmal wußte, wer er war, länger kennen würde als Alfred, dessen Hochdeutsch sie immer befremdete. Das war aber die Mundart ihrer Umgebung bis zu der Zeit, wo sie lanciert wurde, die Redensarten, die sie bei ihren Eltern und Geschwistern, bei Verwandten und Nachbarn gehört hatte; das erinnerte sie an die Zeit, als sie noch zum Greisler ging, einzukaufen, und als sie auch noch brav war. Darum fand sie das Hochdeutsche auch gewissermaßen unmoralisch. Merkwürdigerweise mutete sie noch etwas in der Rede-weise und im Benehmen Hugos vertraut an: eine gewisse Barschheit tat ihr wohl und erinnerte sie an die heilsamen Ohrfeigen, die der Vater, ein wackerer Fiakerkutscher, ihr versetzt hatte.

Und bei all dem war Hugo ein sehr eleganter Mann. Während sie über seine Späße lachte, musterte sie ihn von der Seite. Ja, seine Eleganz leuchtete ihr viel deutlicher ein, als die ihres legitimen Verehrers, der seinen Lieferanten enorme Summen zahlte. Und doch hatte er noch nie ein Beinkleid von so in die Augen fallendem fischen Schnitt getragen und eine so ausgezeichnet rote Kravatte. Auch seine Eleganz redete das Hochdeutsch, das ihr so ferne stand.

Hugo studierte seinerseits gleichfalls seine Begleiterin. Er kannte ihre angenehme Situation und unterließ es, wie er sonst liebte, Perspektiven von glänzenden Dinern bei Leidinger und Sacher auszumalen. Er konnte ihr nichts versprechen, was ihr nobler Ver-

ehrer ihr nicht täglich geboten hätte. Er — Lebemann, insofern er von der Hand in den Mund lebte — hütete sich, auf solchem Gebiete Vergleiche zwischen diesem wirklichen Cavalier und sich zu versuchen. Als Agent verdiente er gerade das Nötige; aber einer zur Schau getragenen Sicherheit im Auftreten, verbunden mit der genauesten Kenntniss des Wiener Lebens, der größten Geschicklichkeit, vorteilhafte Bekanntschaften anzuknüpfen, verdankte er es, daß er gelegentlich kostenlos über seine Verhältnisse hinaus lebte. Wenn es irgendwo ein Häkchen gab, sich anzuhängen, er wußte es zu finden. Und seine Witterung sagte ihm, daß dieses reizende wohlgehaltene Fräulein Mizzi irgendwo ein Häkchen hatte; ja, er merkte, daß er diesem Häkchen schon nahe gekommen war, ohne es noch zu kennen. Und vor allem ließ er seinen Wortschwall sprudeln. Ein stummer Mann verführt kein natürliches Weib und Hugo betrachtete eine Frau als eine Volksversammlung, deren Gefühle und Leidenschaften ein glücklicher Redner noch immer aufgewühlt hat. Ehe er die Sinnesart seiner Gefährtin kannte, sprach er von allem und jedem, in jeder Tonart, derb und fein, dreist und verschlagen, gebildet und blöhdumm. Er sprach vom Burgtheater und gab eine epigrammatische Kritik sämtlicher Novitäten, die er vom Hörensagen kannte. Mizzi musterte die Passanten und bemerkte bloß, sie gehe öfter mit Alfred in die Theater. Er ging zu den Bällen über und erfuhr, daß sie Alfred auf einen Eliteball geführt hatte. Er sprach von den Maskenbällen und sie wurde lebhaft. „Denken Sie sich, da läßt er mich nicht hin. Die sind nicht fein, sagt er.“ Hugo stuzte über den Ton, womit sie das sagte. Ein verhaltener Groll lag darin.

„Was, die Maskenbälle,“ rief er begeistert, „das ist ja das einzige, was noch lustig ist. überhaupt, was fein ist, ist meistens auch fad!“ Sie wendete sich ihm mit einer unwillkürlichen Bewegung zu, als hätte sie von ihm eine Offenbarung erhalten; und ihr fröhliches Lachen gleich darauf belehrte ihn, daß da eine Fährte war. Und nun hatte er für sein Gespräch eine Richtung; aus dem Causeur wurde ein tendenziöser Sprecher, ein Volksredner, der seine Effekte berechnete. Auch die Psychologie hat ihre Praktiker, wie Geschäftsleute und Weiberverführer.

Wie hatte er auch nicht gleich daran denken können! Sie war auch in seidenen Unterröcken das Vorstadtmädchen geblieben, und die Banalität des kleinbürgerlichen Daseins stand ihrem Herzen näher

als die Eleganzen des großen Lebens. Er machte sofort die Probe und nun bekam er zu hören, wie sie anfangs freilich, als sie ihn kennen lernte, für Fiaker und Soupers bei Sacher schwärmte, wie sie jetzt aber finde, daß es eigentlich amüsanter sei, im Omnibus zu fahren, und ein gutes Gulhas oder ein gebadenes Bries gehe ihr über Kapauner und Trüffelauce, so ein frisches Glas Pilsner sei zehnmal besser als der best frappierteste Champagner. Sie schien sich ordentlich Lust zu machen, aufzuatmen aus dem lästigen Zwang, Champagner zu trinken und Fiaker zu fahren, worin er sie festhielt. Und so oft sie ihn erwähnte, so oft runzelte sie immer stärker die feinen Brauen.

Hugo begann einzusehen, daß da eine reizende Geliebte aus den unrichtigen Händen in die richtigen zu bringen wäre. Dieses Mädchen verkörperte ja geradezu die Eigenschaft, die er bei ihrem Geschlechte am höchsten schätzte: die Anspruchslosigkeit. Und in dem Entzücken, womit ihn diese Entdeckung erfüllte, war es, daß er so überzeugt „Madonnenweiber!“ ausgerufen hatte. Sie lachte darüber noch, als sie auf den Ring einbogen. „Herrgot, jetzt heißt's aber ruhig sein, auf dem Korso soll man nicht laut lachen, sagt er immer.“ Sie empfand eine seelische Befreiung, als Hugo nun loszuschlagen begann auf alles, was ihr verhaßt sein konnte in der ihr aufgedrungenen Aufgabe, sich als Dame zu halten; er höhnte die Korrektheit, in die sie ihr Verehrer, wie er jetzt wußte, einschnüren wollte, und gegen die sich alle Fasern ihres urwüchsigen Wesens sträubten. Ihre begeistertsten Zwischenrufe überzeugten ihn, daß er jetzt auf der richtigen Saite spielte.

Mizzi erklärte mittlerweile, sie habe heftigen Durst.

Alfred lud sie in solchem Falle ein, mit ihm in die Bodega zu treten.

Sie empfand dann immer einen heimlichen Arger, daß er, um ein so gewöhnliches Bedürfnis zu stillen, die teuren Weine bezahle. In ihrem Herzen war sie ja kleinbürgerlich, sparsam und unnötige Ausgaben kamen ihr immer ungemein dumm vor. Aber sie sagte ihm niemals ein Wort darüber; es ärgerte sie, daß er nicht von selbst darauf kam. Und das war zugleich ihre Rache dafür, daß er sich so überlegen fühlte, daß er meinte, sie verbessern und erziehen zu müssen. Trotz seiner Bildung, obwohl er Klavier spielen konnte und drei Sprachen und hochdeutsch redete, kam er nicht darauf, daß es blöhdumm war, für sie viel Geld auszugeben,

ja, daß sie diese Verschwendung geradezu erboste. Aus lauter innerlichem Troß bekam sie in solchen Fällen sogar moralische Gedanken und sie erwog, daß eine arme Familie von den Kosten eines ihrer Diners eine Woche leben konnte. Aber sie sagte kein Wort; sie sah ihn nur mit einem eigentümlichen Blick an, wenn er das Menu zusammenstellte; mit einem Blick, der so rätselhaft war, daß er darin ebenfogut eine Bestätigung lesen konnte, recht teure Sachen zu bestellen. Und doch lag darin der Triumph, daß er sich vor ihr, ohne es zu ahnen, blamierte; sie empfand eine troßige Zufriedenheit, weil er nicht erriet, daß ihr ein Kostbraten lieber war als Hummern=Mayonaise; weil er glaubte, sie wüßte diese unsinnigen Ausgaben, die gerade so überflüssig waren wie die Behandlung als Dame, die er ihr angedeihen ließ.

Er erriet das nicht mit seiner großartigen Bildung. Warum wußte es dieser Herr Hugo, der sich so schlicht und urwüchsig gab wie ihregleichen, daß der kleinen Fiakerstochter, wenn sie über Durst klagte, nichts lieber sein konnte als der Vorschlag, sich ein Glas Bier zu kaufen. Das glaubte er, für die angenehme Gesellschaft riskieren zu können. „Ja,“ sagte sie, „aber wohin gehen wir, daß mich niemand sieht?“

Das war Musik in seinen Ohren. Mit Mädchen in ein feines Restaurant zu treten, ist immer eine Gefahr, selbst wenn man seiner noch so sicher ist. Aber in einem dieser unbekanntenen kleinen Gasthäuser, wo die Kellner keinen felsenfesten Glauben an die Trinkgelder haben, da war man sicher, selbst wenn einen die Stimmung fortriß.

Und als geübter Wiener ließ er die Umgegend mit ihrem Gehalt an solchen Dasen Revue passieren. Sie waren bis zum Stadtpark gelangt und er schlug vor, auf die „Landstraße“ einzubiegen, die hier ihrem Namen Ehre machte. In den Baumkronen wiegte sich der Frühling und als sie die breite Straße, die sich hier etwas senkt, rasch entlang schritten, kam über alle drei eine gewisse Praterlustigkeit. Wenn der Wiener unter grüne Bäume kommt, denkt er immer an seinen „schönsten Lustwald“ wie aus atavistisch im Blute liegender Dankbarkeit.

Und als sie in das kleine Gasthaus unter dem Viadukt traten, hatten sie das Gefühl, einen unbändig lustigen Seitensprung zu machen. Dieser Platz unter den mächtig ausladenden Bäumen war köstlich. Vielleicht waren sie gar nicht so groß, aber hier, zwei

Schritte vom Granitpflaster, wirkten sie mit dem ganzen Zauber des Waldes.

Und an den Tischen saßen bescheidene Leute, die die Eintretenden anstaunten. Sie wurden sicher für ein braves kleines Ehepaar gehalten, das die Schwester mitgenommen hatte. Und indessen ... Als sie sich an einen Tisch gesetzt hatten, brachen alle drei in ein vergnügtes Lachen aus. Hugo befand sich in seinem Element. Hier war es leicht großartig zu sein; hier fühlte er für seinen grobkörnigen Humor ein hundertfaches Echo. Aber der Tisch, der einzige, den sie unbesezt gefunden hatten, stand in der Sonne. Hugo erhob sich und ordnete an, ins Gastzimmer zu gehen. Die beiden Mädchen folgten gelehrt hinterdrein. Und wieder fühlte sich Mizzi durch seinen Ton angenehm berührt. Es erinnerte sie wieder an ihren Vater, an die kleinen Sonntagsausflüge mit ihm, wo alles seinen Anordnungen stumm gehorchte. Alfred fragte sie bei allem und jedem mit Worten und Blicken um ihre Zustimmung. Das Extrazimmer war an diesem schönen Nachmittage ganz leer und ziemlich dunkel, da die zwei Fenster auf die Veranda gingen. Eine zeitlang saßen sie allein, da die Kellner im Garten beschäftigt waren. Dieses finstere Gastzimmer mit dem Ofen neben ihrem Tisch, an den sich die jüngere Schwester schweigend anlehnte, das war selbst schon ein königlicher Witz und es bedurfte kaum noch der tollen Einfälle Hugos, damit die beiden Mädchen sich vor Lachen schützelten.

„Ich hab's gern, wenn einer so lustig ist, ich kann halt die faden Leut' nicht leiden,“ sagte Mizzi und sah ihre Schwester Milli an. Diese verstand mit dem selbst der Dümmlsten ihres Geschlechtes eigenen Spürnase, worauf sie zielte, und gab ihr mit bedeutsamem Kopfnicken recht.

Während Mizzi manchmal etwas nachdenklich schien, gab sich Milli der naivsten Freude und Bewunderung hin; Hugo richtete edelmütig manchmal auch ein Wort an sie; sie war schon überaus selig, wenn er sie ansah, nachdem er einen Spaß gemacht hatte oder wenn er sagte: „Hier ist's aber recht gemütlich, nicht wahr?“ worauf sie sich beeilte zu bestätigen: „O ja, recht gemütlich!“ Sie war froh, daß sie auch mitreden durfte und ihre Existenz neben der schönen Schwester, deren Vorrang sie neidlos als selbstverständlich anerkannte, überhaupt nur bemerkt wurde. Entschloß sich Alfred einmal auf Mizzi's Zureden widerwillig dazu, die von der Natur

so stiefmütterlich bedachte Schwester auf einen ihrer Ausgänge mitzunehmen, so ignorierte er sie gänzlich.

Nun aber schlug Hugo auf den Tisch, daß die Kellner erschrocken herbeiliefen. Vor allem ließ er die Gasflammen anzünden, was den Mädchen wie ein improvisierter Winterabend großes Vergnügen machte. „Drei Glas Bier,“ befahl er dann, „marsch!“ Die Karte, die ihnen der Speisenträger überreichte, schob er mit einem kühlen „Später“ fort. Auch den Kellnern gegenüber hatte er diese Brutalität, in der doch eine gewisse Bonhomie durchschimmerte. Er fuhr sie an, aber er war auch bereit, sofort einige spaßige Worte mit ihnen zu wechseln. Alfred hatte gegen diese Leute einen ignorierenden Ton, der Mizzi im stillen empörte. Sie waren ja auch Menschen.

Das Bier kam und Hugo ließ vor allem Alfreds verstorbenen Onkel hochleben. Dann trank er mit beiden Mädchen Bruderschaft. Die Stimmung wurde so gehoben, daß Mizzi ihren Gefühlen in der allgemeinen Reflexion Ausdruck gab: „Was hat man denn vom Leben, wenn man nicht lustig sein darf?“ Dabei sah sie ihn mit so unverhohlener Freundschaftlichkeit an, daß er fragte: „Kinder, was wollt's denn essen?“

Obwohl dies wie ein spontaner Einfall herauskam, so war es doch das Resultat innerlicher Unterhandlungen. Der letzte Blick Mizzis hatte aber die Entscheidung herbeigeführt: „Ein gebackenes Bries!“ sagte Mizzi mit einem Augenaufschlag, der bezeugte, daß ihr Wesen vor Sehnsucht nach gebackenem Bries hinstarb.

„Kein Backhuhn?“ fragte Hugo, sicher gemacht.

Hugo, der schon zu Mittag gespeist hatte, sah gerührt den beiden Mädchen zu. Er war nicht unempfänglich für Beweise einer kindlich schlichten Gesinnung, und daß diese beiden Mädchen so selig plauderten bei diesem lächerlich geringfügigen Diner, rechnete er ihnen hoch an. Wäre ein Poulard vor ihnen gestanden, so hätte er diese Kühlung gewiß nicht empfunden. So aber strahlte er in dem einen Gedanken: Ein Bries mit Erdäpfel — 35 Kreuzer! Nein, für dieses Mädchen mußte man nicht Hunderte ausgeben. Und wie sie hübsch ist, in ihrer blonden Schlankheit, wie eine der Schwestern Barrison! Und elegant! — Seide... Und ein Bries mit Erdäpfel — 35 Kreuzer!

„Du, ist es wirklich eine Schande, wenn man mit dem Messer ißt?“ fragte sie ihn plötzlich.

„Man ißt, wie man will, mit solchen Fadedessen hat man schon ausgespielt bei mir.“

Das schlug ein.

„Weißt du,“ brach sie aus, „ich hab' ihn ja gern gehabt. Aber in' einemfort hat er mich mit diesen Sachen fekkert, und da bin ich eigensinnig geworden... Just nicht! Wir kommen aus dem Streiten nicht heraus und jetzt wird es mir schon zu dumm!“ Zwei Tränen traten ihr in die Augen.

Hugo pries die Vorscheidung, daß er sie gerade heute zu einem gebackenen Bries eingeladen hatte. Er leerte sein Glas. Dann beugte er sich zu Mizzi und sagte: Weißt du, Mizzi, wenn du meine Geliebte wärest, mit solchen Sachen möchte ich dich nicht plagen. Am Abend holte ich dich ab, wir gingen spazieren, dann setzten wir uns zu die Volksfänger und paschen, bis uns die Hände brennen, und mein Humor! Mizzi, wenn du meine Geliebte wärest, mein Humor wär' ohne Grenzen. Aus'm Lachen kämst du nicht heraus und ob du mit dem Messer oder mit der Gabel ißt, das wäre mir egal! Im Winter führ' ich dich auf die Maskenbälle...“ Das hohe Lied der Liebe wird mit sehr verschiedenartigen Texten gesungen.

Mizzi mußte plötzlich über eine Erinnerung lachen. „Weißt, warum er mich nicht auf die Maskenbälle läßt? Sie sind ihm nicht fein genug... Aber einmal waren wir doch. Wir sitzen beim Büfett, auf einmal kommt der Kellner und sagt: Entschuldigen Fräul'n, ein Herr, der sich für Sie interessiert, schickt mich, ich soll Ihnen die Wadeln abmessen.“

Sie lachte herzlich und fuhr fort: „Das war doch nur ein Wig, aber wie er da wild auf mich geworden ist! Er hat gesagt, ich hätt' mit dem Herrn kokettiert, der mir das hat ausrichten lassen. Und ich hab' nicht einmal gewußt, wen er meint..., es waren doch mehrere Herren da, mit denen ich...“

Sie suchte in Hugos Augen zu lesen, wie der die Sache aufgefaßt hätte. Statt aller Antwort streichelte er ihr milde die Wangen. Er befolgte die Parole aller listigen Weiberjäger, den Charakter anzunehmen, der gerade im vorliegenden Falle gewünscht wird. Nie freilich wurde ihm das in so naiver Weise erleichtert.

Gleichwohl machte er sich über die kleine Episode seine eigenen Gedanken. Er sah mit Beruhigung, daß dieses hübsche Mädchen,

selbst wenn er ihr näher treten sollte, ihm sicher nicht auf dem Halse bleiben würde. Er ahnte schon jetzt die Szene, wo er ihr eine Ohrfeige geben und sagen würde: „Geh du zu deinem Oberleutnant!“ Bei jedem Verhältnisse, das er anknüpfte, dachte er vor allem, wie sich der Bruch bewerkstelligen lassen werde.

„Ist er nicht ein lieber Kerl?“ sagte Mizzi zu ihrer Schwester, während sie ihm die Hand überließ.

Aber Hugo verfolgte, während er Liebesblicke warf, bald einen anderen ernstern Gedanken. Wenn er sie ihrem Verehrer abtrünnig machte, erwartete sie von ihm dieselben Opfer? Meinte sie, auch er würde ihr eine Wohnung nehmen, ein monatliches Taschengeld auswerfen? Er fragte kurzweg: „Und wo wirst du wohnen, wenn du von ihm weggehst?“

„Aber ich geh zu meinem Vater zurück. Er hat mir schon lange sagen lassen, ich soll zurückkommen. Ich bin ja überhaupt von ihm nur weg, weil wir uns überworfen haben, wegen dem Chantant.“

Ihre Wangen wurden noch röter und mit verlegenem Lächeln, als müsse sie eine Herzenssache enthüllen, fuhr sie fort: „Ich will mich nämlich zum Chantant ausbilden . . . da kann man's noch heutzutage zu was bringen. Eine Freundin von mir, die auch gar keine Stimme hat . . . und eine bekannte Singlehrerin hätt' mich umsonst ausgebildet . . . zweimal in der Woche. Der Vater hat aber nicht wollen . . . ich sollt' in ein Geschäft. Da bin ich ihm fortgegangen. Und denk' dir — er will's auch nicht! Es schickt sich nicht!“

Hugo fühlte die Tragik und sah auch, wie ihr Blick sich mit Haß füllte, als sie von dieser bei Alfred unbegreiflichen Marotte sprach.

Und er sprach die lapidaren Worte: „Unsinn . . . so ein „Mensch“ wie du gehört nur ins Chantant.“ Mizzi fühlte einen angenehmen Schauer vor diesem Manne und blickte ihn mit ängstlicher Ehrfurcht an. Hatte er das Wort gefunden, das ihr Vater ihr auf den Kopf zu schleudern pflegte?

Und zugleich erschien es ihr äußerst großherzig, daß er der Erfüllung ihres Herzenswunsches, sich „zum Chantant“ ausbilden zu dürfen, keine andere Bedingung in den Weg legte, als daß sie einen Posten in einem Geschäft annahm. Er werde morgen selbst auf die Suche gehen.

Sie brachen auf, Hugo zupfte sie, auf Milli weisend. Sie nickte und wendete sich nach ihrer Schwester. „Geh' jetzt z' Haus und sag' dem Vater, ich komm' morgen . . ., und ich tret' ins Geschäft ein.“

Milli versprach es und verabschiedete sich herzlich von beiden, ganz selig über den köstlich verbrachten Nachmittag. Hugo sagte ihr voll Hohn: „Bleib' g'sund und schlaf' wohl!“ — „Dank' schön,“ sagte sie und schüttelte ihm gerührt die Hand.

Sie war schon einige Schritte weg, da kam ihr ein kluger Einfall; sie drehte sich um und rief, mit der Hand den beiden zuwinkend: „Wünsch' angenehme Unterhaltung!“

Mizzi sagte zu Hugo mit Empfindung: „Ein guter Kerl, nicht wahr?“

„Ja, ein guter Elefant,“ erwiderte Hugo.





## Weltpolitik.

Der Depeschenwust, der über London und Paris über die ostasiatischen Ereignisse in unsere Tagesblätter geschleudert wird, beginnt das Interesse an der Entwicklung der Dinge um Port Arthur und im Süden der Mandchurei allmählich zu lähmen. Die Kosten des telegraphischen Nachrichtendienstes gehen bereits in die Millionen und das Ergebnis ist trotzdem fast Null. Die Absperrung des Kriegsschauplatzes beschränkt die Kriegskorrespondenten auf die Wiedergabe ihrer Eindrücke hinter der Front und auf die Reproduktion vager Gerüchte, wobei auf Tschifu als einem Nüggenneste erster Güte hingewiesen sei — über allem schwebt aber noch die russische und japanische Zensur, um das wenige Tatsächliche in den Meldungen auszumerzen, zu verstümmeln oder zu fälschen. Dazu kommt aber noch eins: in London hat sich seit Beginn des Krieges ein Bureau etabliert, das hauptsächlich reichsdeutsche Blätter mit Kriegsdepeschen versorgt, d. h. mit telegraphischen Auszügen aus den letzten Spezialdepeschen der Londoner Blätter. Wie viel Unsinn da nach dem Kontinent herübertelegraphiert wird, liegt auf der Hand, allein dieses Bureau geht noch weiter, indem es, falls keine „interessanten“ neuen Depeschen in Londoner Blättern vorliegen, frischweg Dinge als Meldung dieses oder jenes Blattes abtelegraphiert, die in dem betreffenden Blatte niemals gestanden sind. Aus all dem erklären sich die stets wiederkehrenden lächerlichen Widersprüche in der ganzen telegraphischen Kriegsberichterstattung; über die Details ist man völlig im Dunkeln und nachdem man täglich die endlosen Depeschen

durchgelesen hat, weiß man, was man schon zuvor wußte, daß Port Arthur noch nicht gefallen und die große Schlacht im Norden des Yalu noch nicht geschlagen sei. Für die Beurteilung des ganzen Krieges ist das freilich auch nicht von großem Belange. Trotz der bisherigen Erfolge der Japaner und der Desorganisation der russischen Kriegsverwaltung stimmen alle Kenner der ostasiatischen Verhältnisse darin überein, daß Japan seinen Zweck nicht erreichen werde. Ich sprach vor einigen Tagen mit einem Diplomaten, der die letzten Jahre einer diplomatischen Legation im fernen Osten angehört hatte, über die Kriegsaussichten. „Glauben Sie nicht — so sagte mein Gewährsmann — daß die bisherigen Erfolge der Japaner von ausschlaggebendem Einfluß auf das Endergebnis des Krieges sein werden. Bei dem Umstande, daß Rußland einen verlustreichen Feldzug viel länger aushalten kann als Japan einen erfolgreichen Krieg, weil Rußland viel mehr natürliche Ressourcen hat, und bei dem Umstande, daß Japan auch im günstigsten Falle mit Rücksicht auf die Verhältnisse in der Mandschurei nicht imstande ist, gegen Rußland einen wirklich vernichtenden Schlag zu führen, löst sich die ganze Kriegführung in Ostasien in eine reine Geldfrage auf. Und da ist Rußland im Vorteil. Rußland hat Kredit, von Japan kann man das nicht sagen. Von Natur aus kein reiches Land, bietet Japan keine Garantie für den ungestörten Zinsendienst für große Anlehen; überdies aber genießt der Japaner als Kaufmann den denkbar schlechtesten Ruf. Die Bedingungen, unter denen die letzte japanische Anleihe abgeschlossen wurde, waren bereits äußerst drückend und so wird Japan im besten Falle seine Erfolge gegenüber Rußland damit bezahlen, daß es ein Tributarsstaat der englischen und der amerikanischen Hochfinanz wird. Japan kämpft also schon heute nicht mehr für sich, sondern für die Interessen des englischen und amerikanischen Kapitals gegen die russischen Expansionsbestrebungen und wird darum sehr bald aus dem Himmel seiner Weltmachtsträume sehr unsanft in die irdische Wirklichkeit zurückstürzen.“ — Daß Rußland dabei schwere Wunden empfangen wird an seinem Vermögen und an seiner militärischen Reputation, ist nach den bisherigen Verlauf des Krieges zweifellos, daß darunter aber auch sein Prestige in Europa leidet, verraten am besten die kleinen Balkanvölker und die Türkei. Der ostasiatische Krieg hat auf dem Gebiete der Balkanfrage ganz merkwürdige Erscheinungen gezeitigt. Bulgarien konnte sich mit der Türkei verständigen, ohne daß Rußland hindernd dazwischen treten konnte. Die Stambulowsche Politik: Verständigung

zwischen Bulgarien und der Türkei behufs Ausschlusses der Großmächte aus der Balkanfrage, schien wieder aufzuleben; allein im Yıldiz Kiosk hat man dafür kein Verständnis; das Abkommen mit Bulgarien schien dem Sultan gerade gut genug, um, sich darauf stützend, die Durchführung der von Rußland und Österreich-Ungarn geforderten Reformen ins Endlose zu verzögern. Darob wieder große Bestimmung, während Österreich-Ungarn und Rußland die Pforte mit Notizen bestürmen, die aber in Konstantinopel nicht den gewünschten Eindruck zu machen scheinen. Neue Dynamitattentate an den Strecken der Orientbahnen illustrieren die Beruhigung, die in Mazedonien eingetreten sein soll, in recht tragischer Weise und gleichzeitig taucht das Gespenst eines Balkanbundes wieder auf. Das heißt, man weiß nicht, ob es noch ein Gespenst oder schon Wirklichkeit ist. Von der einen — nebenbei bemerkt — ganz vertrauenswürdigen Seite wird aufs bestimmteste erklärt, daß es dem serbischen Minister des Äußeren Pašić und dem früheren Vertreter Bulgariens in Belgrad gelungen sei, den König von Serbien und den Fürsten von Bulgarien zu bestimmen, einen Vertrag abzuschließen, der ein gemeinsames Vorgehen für den Fall vereinbart, daß eine Macht gewaltsam in die Entwicklung der Dinge auf der Balkanhalbinsel eingreife. Nachträglich sei auch, so wird versichert, der Fürst von Montenegro diesem Bündnisse beigetreten. Die Tendenz dieses Dreibundes wäre ganz klar. Da nach der Lage der Dinge nur Österreich-Ungarn in die Lage kommen könnte, zur Wahrung seiner Interessen und in Ausübung des ihm und Rußland anvertrauten Mandats mit Waffengewalt Ordnung zu machen, würde sich der Dreibund gegen Österreich-Ungarn richten, zum mindesten nach der Auffassung serbischer Politiker. Beim Fürsten von Bulgarien läßt sich indessen die gleiche Auffassung nicht so ohneweiters voraussetzen. Wenn Fürst Ferdinand das erwähnte Bündnis eingegangen ist, dann tat er es wohl nur, um das Gewicht der bulgarischen Politik, die ja in diesem Dreibunde immer die führende Rolle spielen müßte, sowohl gegenüber der Türkei als auch gegenüber Rußland zu verstärken; gegen Österreich-Ungarn aber eine feindselige Haltung einzunehmen, hätte Bulgarien um so weniger Grund, als zwischen den beiderseitigen Interessensphären keine Reibungsflächen bestehen. In diplomatischen Kreisen wird jedoch die Existenz des Balkandreibundes aufs entschiedenste bezweifelt und es ist nicht unmöglich, daß mit seiner Existenz von serbischer Seite nur renommiert wird, um Österreich-Ungarn von dem Vorstoße nach dem Südosten abzuhalten, von dem

übrigens auch nur panslawistische Agitatoren etwas wissen. Österreich-Ungarn hat keine aggressiven Absichten, nichtsdestoweniger wird es, wenn sich die Notwendigkeit hierzu ergibt, mit energischen Maßnahmen nicht zögern dürfen. Die Situation im Süden der Donau und Save hat sich denn auch in den letzten Wochen wieder ungünstiger gestaltet. Die erneuten Dynamitattentate auf die orientalischen Bahnen wären an sich nicht von großem Belange, wenn nicht gleichzeitig die Pforte immer deutlicher das Bestreben verräte, die von Rußland und Österreich-Ungarn in den europäischen Bilajets eingeleiteten Reformen zu vereiteln. Wie es immer mehr und mehr den Anschein gewinnt, wird die ganze Reformaktion entweder im Sande verlaufen oder aber zu ihrer Durchführung drastischere Mittel erfordern, als sie in den bisherigen österreichisch-russischen Vereinbarungen vorgesehen sind. In diesem Falle aber wären schwere Komplikationen mit Italien wohl unvermeidlich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Kabinett Giolitti ebenso wie das Wiener Auswärtige Amt von den besten, friedlichsten Absichten erfüllt ist; allein die Bevölkerung des Königreiches Italien ist unter den Ministerium Zanardelli-Prinetti derart gegen Österreich verhetzt worden, daß man sich immer fragen muß, ob das italienische Kabinett auch imstande sein wird, die gegenseitigen diplomatischen Beziehungen auf die Dauer vor dem Giftthauche der irredentistischen Propaganda zu schützen, und zwar auch dann, wenn die Dinge auf der Balkanhalbinsel eine Wendung nehmen sollten, die Österreich-Ungarn zum Eingreifen zwänge, und in Italien dadurch eine, wenn auch unbegründete Eifersucht wachgerufen werden würde. Die italienische Bevölkerung denkt nicht logisch genug und ist politisch nicht genug diszipliniert, um zu erkennen, daß die Mission Österreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel eine sehr dornenvolle und kostspielige wäre und Italien sich an der Wahrung seiner eingebildeten Interessen an der Ostküste der Adria verbluten müßte, und darum würde auch das Bewußtsein der entschiedenen militärischen Inferiorität in Italien nicht stark genug sein, um die dortige öffentliche Meinung von einer Stellungnahme abzuhalten, die zum Bruche mit Österreich-Ungarn führen müßte. Ricciotti Garibaldi rüstet ja bereits jetzt eine Freischar gegen Österreich-Ungarn aus und bestreitet die Ausrüstung im Wege einer nationalen Subskription, deren Scheine heute in ganz Italien zirkulieren. Unter diesen Verhältnissen bildet die Frage der weiteren Gestaltung der österreichisch-italienischen Beziehungen den heikelsten Punkt in der politischen Gesamtlage Europas, zumal sie an

einem anderen Punkte eine merkliche Entlastung erfahren hat. Die Kieler Zusammenkunft Kaiser Wilhelms und König Eduards ist nicht ohne positives Ergebnis geblieben. Zwischen Deutschland und Großbritannien wurde ein Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen, wie er bereits zwischen England einerseits und Frankreich und Italien andererseits besteht. Wenn er auch nicht, wie das englisch-französische Abkommen einen Ergänzungsvertrag enthält, der eine Reihe schwebender strittiger Fragen bereits löst, sondern nur die schiedsgerichtliche Beilegung in betreff auftauchender kolonialer Fragen von für beide Reiche nicht vitaler Bedeutung ins Auge faßt, so beweist sein Abschluß doch, daß einerseits die guten Beziehungen zwischen den beiden Höfen wiederhergestellt sind und somit auch die Spannung nachgelassen hat, die zwischen der englischen und der deutschen Öffentlichkeit in den letzten Jahren bestanden hat. In Frankreich hat der Abschluß des deutsch-englischen Vertrages naturgemäß nicht angenehm berührt, zumal in den ruhig denkenden mit der internationalen Politik vertrauten Kreisen, die angesichts der Kirchenpolitik des Kabinettschefs Combes ohnehin mit Besorgnis in die Zukunft blicken. Combes will den Bruch der Republik mit dem Vatikan herbeiführen und darum ist eine Fortsetzung der Rampollaschen Politik in Rom, aus der Frankreichs auswärtige Politik so großen Nutzen gezogen hat, unmöglich. Die Aufforderung der römischen Kurie, daß die beiden Bischöfe von Laval und Dijon wegen ihres nichts weniger als einwandfreien Lebenswandels zur Rechtfertigung in Rom erscheinen, hat Combes mit einem Verbot an die beiden Bischöfe, das Land zu verlassen und mit einem Ultimatum an den Papst beantwortet, in dem die Rücknahme jener Aufforderung verlangt wird. Das ist eine in dem Konkordat, auf das Combes sich beruft, nicht begründete Einmischung der staatlichen Gewalt in die kirchliche Sphäre, die man im Vatikan nicht hinnehmen konnte. Und so vollzieht sich der Bruch zwischen der Republik und der Kurie, ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung nicht wegen seiner „kulturkämpferischen“ Seite, sondern wegen der dadurch bedingten Verschiebung in dem Kräfteverhältnisse der europäischen Staaten, denn die europäische Politik wurde nach 1871 wesentlich durch das Zusammenspiel der französischen und der vatikanischen Politik bestimmt.



## Zu beiden Seiten der Leitha.

Die tropische Hitze hat die Provinzialpolitiker nicht so weit abgekühlt, als daß sie nicht die sommerliche Stille auf innerpolitischem Gebiete durch allerlei Schulstreitigkeiten unterbrechen. Im Norden, im Süden, im Westen der Monarchie wird gefordert und protestiert, gebeten und gedroht auf einem Gebiete, das in Österreich immer fruchtbar an Verlegenheiten für Gesetzgebung und Verwaltung war. An der Frage der Errichtung slowenischer Parallelklassen am deutschen Gymnasium in Gills scheiterte das Koalitionsministerium Windischgrätz-Plener, dieser letzte Versuch einer parlamentarischen Majoritätsregierung, und heute türmen sich um das außerparlamentarische Kabinett Koerber wiederum Schwierigkeiten auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts. Dort sind die Nationalitäten allerdings von einer mimosenhaften Empfindlichkeit, darum ist aber auch ihre Presse in allen Schulfragen zu Übertreibungen geneigt. Was ist z. B. in der letzten Zeit nicht alles über den „kroatischen Erlaß“ des Unterrichtsministers geschrieben worden. Unter dem Schlagworte „Die Kroaten kommen“ hat sich auch die reichsdeutsche Presse eine Darstellung zurechtgelegt, die ein völlig unzutreffendes Bild der Beweggründe und der Wirkungen des Erlasses entrollen. Absichtlich oder unabsichtlich wird übersehen, daß der Erlaß sich nur auf österreichisch-kroatische Rechtshörer aus Dalmatien und dem Küstenlande bezieht und eine kroatische Invasion in den österreichischen Verwaltungsdienst ankündigt, wodurch die deutschen Beamten wiederum zurückgedrängt und geschädigt werden würden. Nichts von alledem steht in dem Erlasse oder ist von seiner Handhabung zu erwarten.

Bisher war den kroatischen Rechtshörern aus Dalmatien und dem Küstenlande gestattet worden, ihre Studien an der Agramer Universität zu absolvieren, ihre Staatsprüfungen aber an der Grazer Universität in italienischer Sprache abzulegen, ohne daß der Nachweis der Kenntnis der deutschen Sprache gefordert wurde. Dieser Zustand war unhaltbar, denn einerseits beherrschten bei den gedachten Prüfungen in Graz weder Professoren noch Kandidaten das Italienische in genügendem Maße, andererseits wurde aber infolge dieses Zustandes die Zahl der kroatischen Kandidaten immer geringer, so daß in den Ämtern in Dalmatien und im Küstenlande ein fühlbarer Mangel an Kompetenten eintrat, denn die deutschen gingen einfach nicht in

jene Kronländer, sie bewarben sich nicht um Stellen in Städten, die sie als Verbannungsorte betrachteten, zumal sie sich doch auch die dort landesübliche Sprache hätten aneignen müssen. Der Konzeptsdienst bei den Statthaltereien ist in Österreich als eine Art Vorschule für den Ministerialdienst sehr gesucht, trotzdem er in den ersten beiden Jahren mit keinem Gehaltsbezug verbunden ist; nur bei der Statthaltereirei in Zara, der Hauptstadt Dalmatiens, herrschte Mangel an deutschen Kompetenten, obgleich die Konzipisten daselbst ungleich denen der anderen Statthaltereien Gehalt beziehen. Von einer Verdrängung deutscher Beamten durch den erwähnten Erlaß des Unterrichtsministers kann also keine Rede sein, weil es in Dalmatien und im Küstenlande einfach keine deutschen Beamten gibt, denn gäbe es solche, d. h. würden die deutschen Gerichts- und Verwaltungsbeamten das Kroatische beherrschen, dann wäre eben nicht jener Mangel an Beamten eingetreten, der die Unterrichtsverwaltung zu dem in Rede stehenden Erlasse veranlaßt hat. Man stößt also hier auf dieselbe bedauerliche Abneigung der deutschen Beamten gegen die Erlernung einer fremden Sprache, eine Abneigung, die sich selbst in den rein deutschen Alpenländern in einer für das Deutschtum sehr peinlichen Weise fühlbar macht, indem die deutschen Beamten Böhmens und Mährens, um nicht tschechisch lernen zu müssen, ihre Versetzung nach den deutschen Alpenländern anstreben und so eine die daselbst einheimischen Deutschen schwer schädigende Überfüllung der Ämter hervorrufen. An sich zeigt übrigens der Erlaß des Unterrichtsministers den besten Weg zur Lösung der südslawischen Universitätsfrage.

Ein großer Teil der deutschen Politiker steht doch auf dem Standpunkte, daß Dalmatien eigentlich nicht zu Österreich, sondern zu Kroatien gehört; es ist nun unerfindlich, warum gerade von deutscher Seite gegen die Ablegung der Hauptprüfungen der Kroaten und Dalmatiner an der Agramer Universität protestiert wird. Eine eigene südslawische Universität in Österreich hätte heute noch nicht den nötigen Zuspruch und wäre darum nicht existenzberechtigt. Warum sollen also die Südslawen nicht nach Agram gehen, wenn durch eine in Wien abzulegende Ergänzungsprüfung vorgesorgt würde, daß die Kandidaten den Stoff beherrschen. Im Gegenteile, es wäre zu wünschen, daß der Erlaß auf sämtliche südslawischen Rechtshörer, also auch auf die slowenischen ausgedehnt würde. Allerdings sollte da bei der Ergänzungsprüfung auch der Nachweis der Kenntnis der deutschen Sprache erbracht werden. Daß der Erlaß diesen Nachweis

von den österreichischen Absolventen der Agramer Universität nicht fordert, darin liegt auch sein schwächster Punkt. Es ist gar nicht einmal anzunehmen, daß vom verwaltungstechnischen Standpunkte aus diese Belassung des bisherigen Zustandes ein Mangel ist, ja vom einseitig deutschnationalen Standpunkte wäre schon darum nichts dagegen einzuwenden, weil die kroatischen Kandidaten, so lange sie die deutsche Sprache nicht beherrschen, den deutschen Kandidaten im Staatsdienste keine Konkurrenz machen können; allein selbst in dem radikalsten Deutschnationalen steckt noch so viel Österreichtum und gesamtstaatliches Bewußtsein, daß er sich gegen jede Maßregel wehrt, die, wenn auch für eine entferntere Zukunft, Zustände zeitigen könnte, in denen die österreichischen Staatsbeamten einander sprachlich verständnislos gegenüberstehen würden. Die Haltung der Slawen ist gerade in diesem Punkte unklug. Die Deutschen würden sich nicht so hartnäckig auch wirklichen kulturellen Bedürfnissen der Slawen widersetzen, wenn diese die Notwendigkeit einer staatlichen Verwaltungssprache zwischen den unteren und den oberen Behörden anerkennen würden und sie gesetzlich festlegen ließen. So aber erblickt jeder Deutsche in jeder neuen slawischen Schule ein Attentat gegen die deutsche Sprache, ein Attentat gegen den Staat. Das zeigt sich jetzt auch wieder in Schlesien. Bereits seit Jahren wird von den Tschechen die Errichtung einer tschechischen Lehrerbildungsanstalt in Troppau und von den Polen einer polnischen in Teschen angestrebt und die Regierung hat sich entschlossen, diesen Wünschen insofern entgegenzukommen, als an den bestehenden deutschen Anstalten der beiden Orte tschechische, beziehungsweise polnische Parallelklassen eingerichtet werden sollen. Unter den Deutschen Schlesiens hat diese Kunde eine scharfe Protestbewegung hervorgerufen, die sich auch im Herbst beim Zusammentritt des Landtages und des Reichsrates fühlbar machen wird. Um zu sehen, wie die Dinge dort liegen, sei zunächst einmal der Sachverhalt festgestellt. Den Tschechen und Polen war es bereits bisher gestattet, die Prüfungen am Troppauer beziehungsweise Teschener Seminar in ihrer Sprache abzulegen. Wenn nun gesagt wird, daß bei dem heutigen Stand der Dinge doch noch polnische Volksschullehrkräfte aus Galizien herangezogen werden müssen, da die Teschener deutsche Anstalt zur Deckung des Bedarfes nicht ausreiche, dem Frieden im Lande aber diese landfremden Elemente nicht dienlich seien, ferner aber slawische Parallelklassen unter deutscher Leitung eben nicht so gefährlich seien wie eigene slawische Privat-

anstalten, so haben diese Gründe viel für sich. Was die galizische Agitation anlangt, so ist allerdings zu bemerken, daß die galizische Landesverwaltung Tausende von systemisierten Lehranstalten in Galizien selbst unbesezt läßt und daß es also vernünftiger wäre, wenn die galizischen Polen zunächst für den Elementarunterricht ihrer eigenen Landeskinde sorgen, statt Gelder für die Errichtung eines polnischen Lehrerseminars in Teschen zu sammeln. Der von der Regierung eingeschlagene Weg ist aber insofern der beste, als einerseits dem vorhandenen Bedürfnisse Rechnung getragen, andererseits aber dadurch, daß die neuerrichtenden slawischen Parallelklassen der deutschen Leitung unterstellt bleiben, der Maßnahme jede deutschfeindliche Tendenz benommen wird. Kulturellen Bedürfnissen muß unter allen Umständen Rechnung getragen werden. Die Deutschen in Österreich sollten das nie vergessen und es vorziehen, selbst das Nötige in dieser Beziehung vorzunehmen, statt durch eine nutzlose Opposition gegen Notwendigkeiten sich jeden Einflusses auf den Staat zu begeben.

Zu der kroatischen, polnischen und tschechischen Frage kommt aber noch die italienische und da kann den Deutschen der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie den Karren gründlich verfahren haben. Seit langer Zeit petitionieren die Italiener um die Errichtung einer eigenen italienischen Universität. Alle Einsichtigen verhalten sich dagegen ablehnend und zwar sowohl mit Rücksicht auf die verhältnismäßig geringfügige italienische Bevölkerungsziffer, als auch mit dem Umstand, daß dem Bedürfnisse, soweit es vorhanden ist, durch die italienischen Parallelkurse an der Innsbrucker Universität vollauf gerecht wurde. Was durch Bitten nicht zu erreichen war, versuchten die Italiener nun auf anderem Wege zu erlangen. Die italienischen Studenten begannen in Innsbruck zu demonstrieren, um die Auflassung der dortigen italienischen Parallelkurse herbeizuführen und richtig fielen die Deutschen auf diesen Witz herein und forderten die Beseitigung der italienischen Kurse. Das eben wollten die Italiener und erhoben sofort die Forderung nach Errichtung einer eigenen italienischen Rechtsakademie in Triest. Darauf konnte die Regierung nicht eingehen, denn eine italienische Fakultät in Triest wäre eine Brutstätte der Irredenta. Nun verfiel man auf Rovereto; damit waren die Deutschen ebensowenig wie die Italiener zufrieden und so drängten die Verhältnisse es selbst wieder zu dem einzig Vernünftigen zurück, zur Belassung der italienischen Kurse in Innsbruck. Gewiß wird man noch einige Zeit auf beiden Seiten spektakulieren; läßt jedoch

die Regierung sich dadurch nicht irre machen und treibt die Exzedenten zu Paaren, dann wird die italienische Universitätsfrage wieder von der Tagesordnung verschwinden.

Eine entschiedene Haltung der Regierung tut übrigens in diesem Falle um so mehr Not, als die letzten Ereignisse in Triest, die Bombenfunde in dem Lokale der dortigen Societä Gymnastica, nahelegen, daß es mit der Politik der Schwäche gegenüber der irredentistischen Propaganda nicht mehr weiter geht. Die Notwendigkeit, hier Ordnung zu machen, drängt mehr als alle Sprachenfragen.

Neben diesen Erscheinungsformen des Nationalitätenkampfes beschäftigt die Regierung die Frage der Handelsverträge. Man bemüht sich mit Italien ein Abkommen zu erzielen, nachdem man in Rom gegen einige Konzessionen hinsichtlich der italienischen Obstausfuhr auf die Aufrechterhaltung der Weinzollklausel verzichten will. Auch mit Deutschland werden die Verhandlungen voraussichtlich zum Ziele führen, allerdings unter Opfern für Österreich, da sich Rußland eher zu Tische gesetzt hat als wir. So viel von den Verhandlungen Wittes mit dem Grafen Bülow in Norderney bekannt geworden ist, akzeptiert Rußland die deutschen Agrarminimalzölle, wogegen Deutschland sich mit der Erhöhung der russischen Zölle auf Maschinen und Chemikalien zufrieden gibt. Damit wären auch für Österreich-Ungarn die deutschen Minimalzölle unangreifbar gemacht und die Erlangung von Konzessionen auf dem Gebiete der industriellen Zollpositionen sehr erschwert, so daß für Österreich-Ungarn als nahezu einziges Kompensationsobjekt der Verzicht Deutschlands auf seinen Widerstand gegen eine entsprechende Veterinärkonvention übrig blieb. Die Schuld daran fällt nicht auf die österreichischen Unterhändler, sondern auf die Politik Koloman Szells, der einerseits durch seine bekannte Klausel, andererseits aber durch sein schwächliches Verhalten gegenüber der Obstruktion es zu Wege gebracht hat, daß Österreich-Ungarn nicht rechtzeitig in die Verhandlungen mit Deutschland eintreten konnte.

Was daran noch zu bessern war, hat der gegenwärtige ungarische Ministerpräsident getan, der bemüht ist, in höchst loyaler Weise die Verpflichtungen zu erfüllen, die er bei Übernahme seines Amtes der Krone gegenüber übernommen hat. Besonderes Gewicht muß darauf gelegt werden, daß Graf Tisza nicht nur der momentanen Schwierigkeiten Herr zu werden sucht, sondern auch den öffentlichen Geist in Ungarn wieder in konservativere Bahnen sich zu lenken bemüht.

Wiederholt hat er in den letzten Wochen mit großem Geschick und Energie die Auslegungskünfte zurückgewiesen, die Graf Apponyi und Baron Banffy an der 1867er Verfassung übten und mit allem Nachdruck betont, daß das staatsrechtliche Experimentieren endlich aufhören müsse, da das Land zu seiner Entwicklung des Friedens mit der Krone und der Ruhe vor allen Aufregungen staatsrechtlicher Agitationen bedürfe. Im Parlament wie in der Verwaltung hat Graf Tisza eine harte Hand, allein eine solche ist in dem aufgewühlten Lande ein dringendes Bedürfnis. Man sagt, daß die oppositionellen Parteien des ungarischen Abgeordnetenhauses für den Herbst einen Generalsturm auf das Kabinett Tisza vorbereiten. Den Ausgangspunkt der Operationen soll das 400 Millionen Anlehen bilden. Es ist indessen kaum zu befürchten, daß die Opposition damit mehr Erfolg haben werde als mit ihren Impertinenzen, durch die sie sich während der Debatte über die Erhöhung der Zivilliste vor aller Welt geschändet hat.



## Volkswirtschaftliches.

Die Zeiten, da eine politische Freundschaft ohne wirtschaftliche Zugeständnisse für möglich gehalten wurde, sind vorüber. Heute geht auch die hohe Politik nach Brot. Den wirtschaftlichen Anforderungen des Tages schenkt man erhöhte Aufmerksamkeit, nimmt man die Nachrichten über die schwebenden Verhandlungen bezüglich der Handelsverträge mit nicht geringerem Interesse entgegen als die Depeschen über die Kämpfe auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz.

Vorläufig haben nun die Vertragsverhandlungen zwischen dem Deutschen Reiche und unserer Monarchie eine Unterbrechung erfahren; an ihre Stelle ist Rußland gerückt, das mit verdoppeltem Eifer seinen Handelsvertrag mit Deutschland unter Dach zu bringen sucht. Wenn die jüngsten Nachrichten aus Norderny nicht gar zu sehr von der Wahrheit abweichen, hat Herr von Witte nicht vergebens die weite Reise gemacht. Denn übereinstimmend wird von allen Seiten der Abschluß des deutsch-

russischen Handelsvertrages als bevorstehend angekündigt. An falschen Propheten hatten wir in Osterreich-Ungarn nachgerade genug. Die Vertragsverhandlungen zwischen jenen Staaten aber haben ihre Zahl noch erheblich vermehrt. Den nicht gerade rofigen Zustand wirtschaftlicher Unsicherheit suchen sie uns mit dem Hinweis wegzutrösten, daß auch Rußland, gleich uns, vor dem Deutschen Reiche agrarische Interessen zu vertreten habe, daß es daher nie und nimmer die deutschen Minimalzölle für Getreide gutheißen könne, daß sohin später Osterreich-Ungarn einen gangbar gemachten Weg vorfinden würde, nachdem erst Rußland in die Hochschutzzollpolitik Deutschlands Bresche gelegt. Diese hervorragenden Wirtschaftspolitiker haben sich indes vorzeitig in den Triumph hineingelebt, Rußland unsere Kastanien aus dem Feuer tragen zu sehen, Herrn von Witte zu unserem unbefoldeten Geschäftsführer gemacht zu haben. Es steht so ziemlich fest, daß Rußland, welches in kriegerische Operationen verwickelt ist, vor der Aufnahme eines Kriegsanziehens steht und auf den deutschen Geldmarkt angewiesen ist, sich notgedrungen vor dem Willen der deutschen Agrarier wird beugen müssen. Seine Nachgiebigkeit aber muß für uns von übelster Vorbedeutung sein. Für Deutschland sind bis 1890 Rußland und Osterreich-Ungarn die wichtigsten Weizeneinfuhrländer gewesen. War auch die russische Einfuhr 1892—1894 in Folge des Zollkampfes vorübergehend stark gedrückt, liefert doch seit 1895 Rußland wieder mehr als die Hälfte des gesamten Imports, hat sich also jene Stellung zurückerobert, welche es zwischen 1884 und 1891 innegehabt. Es ist nun leicht zu verstehen, daß Deutschland unserer Landwirtschaft keine Konzessionen gewähren kann und darf, die es Rußland, seinem größten Lieferanten, abgeschlagen hat. Man muß es daher als den allergrößten Fehler bezeichnen, daß unsere Monarchie das politisch und wirtschaftlich geschwächte Rußland, das dem Diktate deutscher Agrarier keinen nennenswerten Widerstand entgegenzusetzen vermag, in den Kampf vorausgeschickt hat, bevor es selbst seine wirtschaftlichen Beziehungen zu dem Deutschen Reiche geordnet hatte. Freilich hat Osterreich-Ungarn nicht nach dem berühmten altklassischen Muster den „Zauderer“ gespielt, sondern tragen die trostlosen parlamentarischen Verhältnisse diesseits der Leitha an diesem Verfall die Schuld; immerhin muß es einen ganz sonderlich anmuten, wenn man das Bestreben einiger Übergescheiter wahrnimmt, aus unserem Pech noch einen besonderen

Glücksfall herauszuklügeln. Die Kastanien sind eben im Herdfeuer angebrannt. Und doch, will ich meinen, ist das deutsche agrarische Experiment nicht danach angetan, den europäischen Agrikulturstaaten zu einer tiefer gehenden Beunruhigung Anlaß zu geben. Es muß als wirtschaftliche Grundregel hingenommen werden: Die Völker kaufen einander nichts ab, sondern treten in einen regelmäßigen Tauschverkehr zueinander. Hat Rußland bisher sein Getreide nach Deutschland geführt, um dann den Kaufschilling schmunzelnd nach Hause zu tragen? Nein, es gab sein Getreide, das sein Geld bedeutet, an Deutschland ab, um dafür deutsche Industrieartikel einzutauschen. Weist Deutschland das russische Getreidegeld von sich oder erschwert es seine Zirkulation, wird der Rückschlag nicht lange auf sich warten lassen, wird die deutsche Industrie, die den ganzen Reichtum des Landes ausmacht und bisher in Rußland ein ausgedehntes, erweiterungsfähiges Absatzgebiet vorfand, in ihren Grundfesten erschüttert, in eine Krise von unabsehbaren Folgen gedrängt werden. Gewiß soll auch die Landwirtschaft eines Industriestaates nicht ganz vernachlässigt sein, damit man nicht in eine ebenso unwürdige wie unerträgliche Abhängigkeit vom Auslande gerate. Auch Bismarck vertrat diesen Standpunkt. Die staatliche Fürsorge darf jedoch nicht so weit gehen, daß sie die Agrarier schranken- und uferlos schützt, ihrethalben die Exportbestrebungen der heimischen Industrie vernachlässigt, an die sich das Wohl und Wehe ungezählter Menschen anknüpft, die für die Nation Reichtum und Fortschritt bedeutet. Gerade zwischen Deutschland und Rußland bestand bisher eine wirtschaftliche Arbeitsteilung, die im Interesse beider Staaten als die allein wünschenswerte bezeichnet werden muß. Gewiß würde durch die Erleichterung der Einfuhr von russischem Getreide nach Deutschland die deutsche Landwirtschaft leiden, würden Sonderinteressen verletzt werden, allein dies müßte als Buße getragen werden, die der wirtschaftliche Tag uns dafür auferlegt, daß wir nur schwache Menschen sind, die nicht alles wissen und nicht alles können.

Der Aufstieg vom Landbaue zur industriellen Produktion vollzieht sich im Werdegange einer jeden Nation. An jenem Tage — er liegt noch in weiter, nebliger Ferne — da aus ungezählten Fabrikschlotten der Rauch zum russischen Himmel emporsteigen wird, wird der russischen Landwirtschaft endgültig ein Ziel gesetzt sein.

Nach dem alten physikalischen Gesetze, wonach zwei Körper nicht auf einem Plage verweilen können, wird der Ackerbau an Ausdehnung verlieren, einen Teil der Fläche, die er bisher innegehabt, der Industrie als Produktionsstätte abgeben müssen. In jenen Zeiten wird zwar die deutsche Landwirtschaft von dem russischen Getreide nichts mehr zu fürchten haben, die deutsche Industrie aber wird sich einem neuen jungen Gegner gegenübergestellt sehen, wird sich die Einengung ihres Absatzgebietes wohl oder übel gefallen lassen müssen. Das Interesse Deutschlands verlangt es, diesen Kampf weit hinauszuschieben. Dies wird aber nur dann möglich, wenn es, zufrieden damit, daß Rußland und Österreich-Ungarn ausschließlich oder zum großen Teile Agrikulturstaaten sind, den Bodenerzeugnissen dieser Länder jede erdenkliche Begünstigung gewährt, den russischen und österreichischen Landwirten die Rentabilität ihres Produktionszweiges sichert. Die Aussicht auf Gewinn bestimmt ja ebenso die Produktionsrichtung eines einzelnen wie die eines ganzen Volkes. Zu dieser Ansicht wird sich auch das Deutsche Reich über kurz oder lang bekehren müssen; will es seine Industrie auf der bisherigen Höhe erhalten, muß es die Sackgasse verlassen, in die es von seinen Agrariern hineingelockt worden ist.

Die Vertragsverhandlungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien ziehen sich, wie es auch nicht anders zu erwarten war, in die Länge. Die „Weinzollklausel“ bildet da den Stein des Anstoßes; weil wir ihre Aufhebung verlangen, wird sie von der anderen Seite um so hitziger verteidigt. Will man der Frage ernstlich an den Leib rücken, darf man sich nicht zu einer Ansicht zwingen lassen, die für sich keine anderen Belege, als ein vages „ich meine, ich glaube“ hat, es müßte vor allem jene Statistik zu Rate gezogen werden, die uns ein deutliches Bild jener Handelsbeziehungen zu geben vermag, die sich vor wie nach dem Inkrafttreten der umstrittenen Klausel zwischen beiden Ländern entwickelt. Nun hat sich in der Zeit von 1892—1902 der österreichisch-ungarische Export nach Italien von jährlich 122 Millionen Lire auf 177 Millionen Lire, demnach um 45 % gehoben, während die Größe des italienischen Exports in unsere Monarchie für die gleiche Zeitperiode durch die Ziffern 105 und 126 Millionen Lire zum Ausdrucke gebracht wird, was eine Steigerung von kaum 20 Prozent bedeutet. Es ist nun ganz wahrscheinlich, daß wir für den Fall der Aufhebung der Weinzollklausel unseres italienischen Absatzgebietes, das sich alljährlich er-

weiterte, verlustig gehen würden. Allerdings meint man auf italienischer Seite, daß wir in den Fortbestand der Weinzollklausel ruhig einwilligen könnten, da diese ohnehin an innerer Verblutung sterben würde. Niemand würde es beifallen, führen jene aus, dem italienischen Weine vor dem gleich guten und gleich billigen einheimischen den Vorzug zu geben. Gegen solche Ausführungen muß ich Einspruch erheben. Schon die Einfuhr des italienischen, wenn auch nicht teureren Weines würde dem einheimischen eine Konkurrenz nach dem Gesetze des gesteigerten Angebotes schaffen. Das könnte allerdings willkommen heißen werden; denn lieber billigen Wein als Schnaps, so lange das Volk noch dem Alkoholgenusse fröhnt. Man muß aber auf die Vorgeschichte der Weinzollklausel zurückgreifen. Dem italienischen Weine wurde seinerzeit nicht seiner besonderen Güte wegen, sondern lediglich deshalb die Grenze unserer Monarchie eröffnet, weil unsere Weinproduktion, die in ihren exträgnisreichsten Jahren bis zu 15.000 Hektoliter Wein auszuweisen gehabt hatte, sich in ihrem weiteren Fortschreiten durch die Reblaus gehemmt sah. Nahm Osterreich-Ungarn bis zum Jahre 1886 in der Reihenfolge der europäischen Weinländer die vierte Stelle in Ehren ein, sah es sich bald aus ihr von anderen Staaten, denen ein gutes Geschick diesen Nebenwürger ferngehalten hatte, verdrängt. Und auch später noch, da in nicht genug anzuerkennender Weise der Staat sich des bedrohten Weinbaues angenommen und eine ausgiebige Hilfe zur Wiederherstellung der verwüsteten Weingärten gewährt hatte, blieb das qualitative Ergebnis doch ein sehr ungünstiges; der Wein war sandig und herb, machte eine Verbesserung durch fremdländischen notwendig. In dieser Not wandte man sich an die italienische Weinproduktion, die gerne eingriff, da sie ein ausgedehntes Absatzgebiet vorfand. Man wird wohl Italien daraus keinen Vorwurf machen, daß es, als es gerufen wurde, kam, einen Vorteil, der ihm geboten wurde, nicht ausgeschlagen hat. Nun wird auch auf unserer Seite behauptet, daß die einheimische Produktion sich wieder ihrer früheren Höhe zu nähern beginne, die Grenze gegen Italien nicht länger mehr geöffnet bleiben solle, da die Bedingungen hierfür weggefallen seien. Sollte dies wirklich zutreffen, — das Ackerbauministerium könnte ja seine gemachten Beobachtungen mitteilen — wäre der Sperre der Grenze das Wort zu sprechen. Ich würde es als eine *erzieherische* Maßnahme auffassen; hat man unserem Weinbaue zur Gesundung verholfen, darf man ihm durch die preisdrückende Konkurrenz der

italienischen Weine nicht gleich die ersten Tage seines Wohlbefindens vergällen. Selbstredend soll ihm auf solche Art nicht eine bestimmte Preishöhe für ewige Zeiten zugesichert, ihm nicht eine ständige Monopolstellung eingeräumt werden. Diese zollpolitische Maßregel sei nur aus dem Grunde empfohlen, daß der österreichisch-ungarische Weinbau, unbeeinflusst durch von außen kommende Hindernisse, sich entwickeln und in Qualität wie Preislage künftig vor dem Auslande bestehen könne. Dabei wäre aber auch die Frage zu untersuchen, ob italienischer Wein zur Verbesserung des einheimischen noch herangezogen werden muß; siele die Beantwortung dieser Frage im bejahenden Sinne aus, wäre wenigstens bezüglich einer zu diesem Zwecke erforderlichen Weinqualität die bisherige Zollbegünstigung beizubehalten. Ich kann sohin einer Zollpolitik nur dann beistimmen, wenn sie ein Billigerwerden des so geschützten Produktes für eine absehbare Zeit gewährleistet; ich müßte es aber als eine schwere Versündigung an dem Volke, das ist der Gesamtheit, bezeichnen, wenn man billigen ausländischen Genussgütern nur deshalb die Grenze sperrte, damit die einheimischen um einen höheren Preis losgeschlagen werden könnten. Man versucht da, die egoistischen Motive einzelner Produktionskreise mit einem national schimmernden Mäntelchen zu umhängen, verlangt einen Schutz der nationalen Arbeit, da durch die Einfuhr des billigeren ausländischen Produktes die betroffenen einheimischen Betriebe unter einer wachsenden Unrentabilität leiden würden, was schließlich zu Betriebseinstellungen, Entlassung von Arbeitern und einer immer größer werdenden Arbeitslosigkeit führen müßte. Gerade im letzten Punkte bin ich gegenteiliger Anschauung. Die überschüssig gewordene Arbeitsmenge könnte sicherlich und mit um so nachhaltigerem wirtschaftlichen Erfolge jenen Produktionsstätten zugeführt werden, die nach wie vor rentabel sind und gerade durch die Einnengung des nationalen Arbeitsfeldes einer noch verheißungsvolleren Zukunft entgegen gehen. Wie der einzelne — natürlich kluge — Mensch einem Erwerbzweige, für den er keine oder nur ungenügende Fähigkeiten und Kenntnisse entbringt, nicht länger mehr nachgehen wird, wenn er sich von der Erfolglosigkeit seines guten Willens und Eifers überzeugt hat, sondern sich einem Berufe zuwenden wird, für den bei ihm alle oder die meisten Voraussetzungen eines glücklichen Vormwärtskommens gegeben sind, darf sich nicht ein ganzes Gemeinwesen darauf steifen, irgend einen Zweig landwirtschaftlicher

oder industrieller Produktion zu betreiben, zu dem ihm die natürlichen Bedingungen fehlen oder verloren gegangen sind. Erfordert aber unser Weinbau für kürzere Zeit einen Abschluß vom Auslande, man gewähre ihm diese Begünstigung, unterlasse es aber nicht, Italien, das bisher ein konsumkräftiger Käufer unserer Produkte gewesen ist, ein Äquivalent zu bieten. Man stelle sich dabei auf keinen engherzigen Standpunkt und vergesse nicht, daß Italien bisher unsere Holzwaren und Pferde gegen sein Weingeld eingetauscht hat. Nimmt man Italien sein bisheriges Tauschmittel, ohne ihm ein zweites zu geben, machen wir es ihm unmöglich, unser wirtschaftlicher Freund länger noch zu bleiben.

Benno George.



## Besprechungen und Notizen.

Ein österreichischer Roman. In unserer deutsch-österreichischen Literatur der Gegenwart gibt es ein fröhliches Grünen. Man kann nicht sagen, daß es uns in den letzten Jahrzehnten an feinen, dichterischen Talenten gefehlt habe, aber gerade die besten haben sich, wie es einmal bei uns die Art ist, in stillem, geräuschlosem Dienste der Schönheit dem täglichen Leben ferngehalten. Wohl etwas zuviel und nicht sehr zum Vorteile des allgemeinen Ansehens unserer Literatur. Das ist nun anders geworden. Wie unser ganzes Leben sich heute lauter, begehrender und zugreifender gebärdet, so ist auch unsere junge Schriftstellergeneration stürmischer, zuversichtlicher und weniger zaghaft als die der letzten Jahrzehnte. Und wie sie selber drängt, im geistigen Leben unserer Zeit in den Vordergrund zu kommen, so sucht sie auch immer mehr und mehr mit dem realen Leben der Gegenwart sich eng zu verbinden, sich nicht mehr hinter den großen Kämpfen unserer Epoche in eine Welt der Träume einzuschließen, sondern mitzukämpfen, mitzuleiden und auch mitzufiegen. In Österreich hat sich der Sinn für die feinere, zartere Poesie, der ja dem lauten Leben gegenüber mitunter etwas Altväterisches zu eigen sein mag, am längsten erhalten und er ist auch heute zum Glück noch nicht ganz überwunden. Daher kommt es auch, daß trotz der Angnade, in die nun einmal der Vers gefallen ist, sich bei uns die Dichtung in Prosa sehr langsam entwickelte. Denn die Prosa fordert den realen Gehalt des Lebens und unsere jungen Dichter, wenn sie auch den Sinn für dieses Leben der Gegenwart haben, fanden nicht so leicht und schnell die Gewalt der künstlerischen Gestaltung durch die Sprache. Jetzt regt es sich an allen Ecken und Enden. Und nach mancherlei tappenden Versuchen kommt langsam die Sicherheit und das Gefühl der selbstherrlichen Kraft. Wir haben Anläufe zu einem Wiener Roman, dem zwar noch immer vieles zu leisten bleibt, wenn auch einzeln Erscheinungen größte Beachtung verdienen. Wir haben unsere öster-

reichlichen Romane gewisser Stände und heimatischen Milieus, die nicht erfolglos geschrieben wurden. Freilich, eines Aufstiegs des modernen Romans, wie ihn Deutschland erlebte, können wir uns nicht rühmen. Dort gab es ältere, sehr bedeutende Namen, gegen welche die junge Generation in die Schranken getreten ist und die sie überwand. Bei uns stehen die alten Meister und Meisterinnen des Romans noch immer im großen ganzen obenan und unsere jungen Schriftsteller haben es noch nicht zuwege gebracht, jene bei Lebzeiten vergessen zu machen.

Durchaus österreichisch in seiner feinen psychologischen Analyse, in seinem Milieu, seinem starken Gehalte an eigenem ästhetischen Lebensdrange, ist auch der Erstlingsroman „Morgendämmerung“ von Viktor Wall (Verlag Georg Müller, München und Leipzig, 1904). Dieser Roman ist ein ganz eigenartiges Werk sowohl seinem Inhalte als seiner Form nach. Es ist eine so strenge Abwendung von allem, was stofflich reizen könnte, darin, daß man fast zweifeln möchte, ob hier die Gattungsbezeichnung Roman, die der Dichter selbst hierfür in Anspruch nimmt, überhaupt noch angewendet werden darf. Wir erfahren auf den ganzen 324 Seiten nicht einen einzigen Namen der geschilderten Menschen, nicht einmal den des Helden. Das Werk enthält kein Gespräch; alles wird in kühler Ruhe erzählt, ja man könnte hier besser sagen, berichtet. Eine solche Verachtung alles dessen, was nur entfernt den Anstrich des Romanhaft-Interessanten besäße, ohne dabei die Seiten mit gedanklichen und lyrischen Ergüssen zu füllen, ist geradezu beispiellos. Eine Kühle ist in dem Werke, eine solche harte Abweisung alles Phantastischen, alles Lyrischen, daß einem die wenigen Stellen, wo kleine Flammen aufzucken, mit tiefster Erquickung erfüllen. Ist das Mangel an Gestaltungskraft oder Ausdruck eines ästhetischen Glaubensbekenntnisses? Man möchte beides vermuten. Unbarmherzig wird man in dem dünnen, versagenden Leben des Alltags, das uns peinigt und nicht zu uns selber kommen läßt, festgehalten. Und doch ist dieser Roman der tiefe Schmerzschrei des im dunklen Drange heranwachsenden und in den feinsten Regungen seiner Seele stets grausam gehemmtten Knaben und Jünglings. Der Roman ist die Biographie eines Menschen, welche die Zeit seiner ersten Kindheit, seiner Lernjahre in der Volksschule, im Gymnasium und als er hier nicht weiterkommt, in der Militärschule, dann sein Leben als Offizier und nach dem Austritte aus dem Militär als Beamter schildert. Er ist der Sohn von Eltern, die trotz gegenseitiger Liebe in gegenseitiger Entfremdung nebeneinander dahinleben. Der Roman beginnt mit dem Rückblicke auf das elterliche Leben, mit dem Ereignisse des Hinscheidens des Vaters, den nun sein Sohn endlich, wenn auch zu spät, begreifen gelernt hat. Dann wird die ganze Entwicklung des Sohnes bis zu dem Tode des Vaters berichtet. Bis ins kleinste wird uns geschildert, was uns alles so genau bekannt ist: die kleinen Freuden und großen Leiden der Kinder- und Schuljahre, dann die Widerwärtigkeiten des beruflichen Zwanges und das armselige Leben, wenn wir es nicht mit unserem Innern in Einklang zu bringen wissen. Der Wert des Romanes liegt in der außerordentlich feinen, minutösen Analyse des heranwachsenden Kindes und jungen Mannes, dem von der Natur das unglückselige Geschenk eines ästhetischen Dranges, eines schwachen Willens und einer träumerischen Seele gegeben worden war. Die Mängel unserer Erziehung und unserer Lehr- und Erziehungsmethode, das kleinliche Leben des sogenannten Berufes, das oft die besten Kräfte vernichtet, werden mit unbarmherziger Schärfe bloßgelegt. Für Eltern und

Erzieher wird dieser Roman eine sehr nützliche Lektüre sein. Wie eine feine Knabenseele Tag für Tag unbarmherzig verletzt wird, das ist hier wie in einem menschlichen Dokumente anklagend und verurteilend geschildert.

Der Roman gibt aber doch auch zu manchen Bedenken Anlaß. Der Held ist eine ungemein weichliche, willensschwache Natur, der eine starke Selbstzucht von heilsamstem Vorteile wäre. Es werden uns nur die Leiden einer solchen Natur geschildert, aber das große Problem, wie sich eigentlich die Erziehungsmethode solchen Menschen gegenüber zu verhalten habe, bleibt ganz unberührt und ungelöst. Die Realität des Lebens erlaubt einmal den wenigsten Sterblichen ein unkapitalistisches Dahinträumen. Fast alle müssen wir zum Verdienen heranerzogen werden und wir müssen es lernen, mit Würde uns dareinzugeben, so sehr auch unsere Seele dabei bluten mag. Was immer wir der Schule und dem Elternhause verdanken, unsere innere Erziehung kann nur unser eigenes Werk sein. Diese erfordert strenge Selbstzucht und starken Willen, die früh geübt werden und schließlich auch gefordert werden müssen, wenn wir nicht ein Geschlecht schwankender Rohre heranzubilden wollen. Ich finde daher in dem Roman trotz seiner großen Vorzüge zu viel Weichheit und Nachgiebigkeit, zu viel Parteinnahme für einen willensschwachen und wie es auch scheint, wenig begabten Menschen. Der Lehrer- sowie der Offiziersstand ist entschieden zu einseitig in schwarzen Farben geschildert und man muß es bedauern, daß nicht eine freundlichere Gestalt auch aus diesen Kreisen uns vorgeführt wird. Da können wir von Goethe immer noch viel lernen: die Menschen und die Formen des Lebens nach ihren Tendenzen mit ruhigem Blicke überwiegend zu betrachten und zu suchen, mit ihnen es sich in der Welt einzurichten. Wenn der Held des Romanes sich schließlich zu einer Tat aufrafft und diese darin besteht, daß er sich nun endgültig für die Schriftstellerei entscheidet, so haben wir nach der ganzen vorhergehenden Analyse des Charakters gar keine Gewähr, daß diese Tat auch getan oder in der großen Weise getan werde, wie er sie träumt. Ja, wir fürchten beinahe, daß er in Größenwahnsinn verfallen sei, für den ja genug Voraussetzungen in seiner ganzen Entwicklung gegeben waren.

So hat dieser Roman große künstlerische und psychologische Vorzüge, aber auch noch die Schwäche einer gewissen Unfreiheit und Befangenheit. Es ist das Bekenntnis eine schönheitsuchenden Seele, die wohl manchen Kampf hinter sich hat und nun innehält und zurückblickt. Aber man fühlt beklemmend die Gefangenschaft, in der sich diese Seele befunden hat. Nun sie aber zurückgeblickt hat, wird sie vielleicht die Kraft finden, in das volle Leben hineinzuschreiten. Sie wird sich von ihrem Ich, das sie zu sehr in der Enge festgehalten hat, losreißen müssen, um freien Blickes in die blühende Weite des Lebens schauen zu können.

Camillo B. Susan.

Dr. Eug. Fournier, Napoleon I. Eine Biographie. 2. Aufl. 1. Band. Wien und Leipzig, Tempsky und Freytag, 1904. — Fournier hat lange, an zwanzig Jahre gewartet, bis er sich zu einer Neuauflage seines Werkes über den großen Korsen entschloß. Eine Fülle von Quellenmaterial, das inzwischen veröffentlicht wurde und die dadurch bis zu einem gewissen Grade herbeigeführte Abklärung der Überlieferung hat nunmehr den Verfasser veranlaßt, zunächst den

ersten Band seines Werkes, der die Zeit von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich umfaßt, neu erscheinen zu lassen. Er strebt aus der Mannigfaltigkeit der genialen Betätigung Napoleons in der inneren und äußeren Politik eine plastische Charakteristik seines Helden zu gewinnen. Alle Eigenschaften desselben, sein Scharfsinn, seine Verwegenheit, seine eiserne, rücksichtslose Energie, freilich auch seine Verschlagenheit, die skrupellos auch vor Lüge und Verstellung nicht zurückschreckt, kommen insbesondere in der Schilderung der Jahre 1799 und 1800 zum Ausdruck. Von der abenteuerlichen, mißglückten Expedition nach Ägypten heimgekehrt, wird er als Retter des Vaterlandes durch die öffentliche Meinung auf den Schild erhoben und bahnt sich durch kluge Ausnützung aller Verhältnisse den Weg zur Alleinherrschaft. Fournier zeigt insbesondere, wie Napoleon geschickt an Ideen anknüpfte, die er als Erbhüde der Revolution vorfand; die Kontinentalsperre, der Gedanke des Rheinbunds, die Absicht, Österreich und Preußen nach dem Osten abzudrängen, das Projekt der Entschädigung depostiierter Fürsten durch säkularisierte Kirchengüter, all das begegnet bereits in Plänen des Wohlfahrtsausschusses. Napoleon aber war der Mann der Tat, der diese Pläne auch wirklich ausführte. — Um den Zusammenhang der gemeinverständlichen Darstellung nicht zu stören, faßte Fournier die Übersicht über die Literatur und auch mehrere bisher unedierte Briefe Napoleons unter „Anhang“ zusammen.

Dr. Karl Fuchs.

Dr. B. Münz, Goethe als Erzieher. Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1904. Langguth hat in seinem gleichlautenden Buche ein System Goethe'scher Pädagogik aufzustellen sich bemüht, wohingegen Münz ganz unbefangen an die Sache herantritt, bunte Bausteine aus seinen Werken sammelt und aus dem so gewonnenen Mosaik erweist, daß der Dichterkönig zwar viel und oft gelehrt, aber weder ein geschlossenes pädagogisches System ausgebildet, noch sich irgend einem solchen untergeordnet hat. So zeigt er, daß Goethe hinsichtlich des Abbés und Nataliens in Wilh. Meisters Lehr- und Wanderjahren eine vermittelnde Stellung einnimmt; er sucht deren entgegengesetzte Ansichten zu einigen, wie sich aus seiner Idee einer sozialistisch eingerichteten pädagogischen Provinz ergibt. Die elementaren Kenntnisse gewinnen die Kinder im Elternhause; von einem bestimmten Alter aufwärts kommen sie in ein System gemeinsamer Erziehung, in die „pädagogische Provinz“. Während sich Goethe bis dahin in Hinsicht der Erziehung um den Begriff des Staates gar nicht gekümmert hat, entwirft er hier plötzlich das Idealbild eines sozialistischen Staates mit einer Schule von einer Freiheit, die der Freisinnigste nicht umfassender ausdenken kann. Gründlich verbreitet sich der Verfasser auch über Spinozas und Kants Einfluß auf Goethe, der aber nicht stehen bleibt, sondern immer von neuem aufnimmt und durch das Neue den alten Besitz vermehrt und verzünkt. Münz weist z. B. zum erstenmale darauf hin, daß schon „die Mitschuldigen“ in der Stelle: „Liebe vermag viel, Pflicht aber noch mehr“ eine Verherrlichung von Kants kategorischem Imperativ enthalten. In den „Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten“ stellt sich der Geistliche in seinen ethischen Ausführungen ganz und gar auf den Standpunkt des Königsberger Philosophen und bedient sich sogar fast derselben Worte, mit denen Schiller die

ganze Rigorosität von Kants kategorischem Imperativ predigt. So bringt das Werkchen von Münz doch mancherlei neue Beleuchtung der scheinbar schon erledigten Frage über Goethes Pädagogik. Goethe ist eben ein Erzieher seines Volkes im weitesten Sinne, selbst für Kunstgenuß und Lebenskunst, wie der Verfasser gründlich nachweist, ein Baum von seltener Fruchtbarkeit. Schüttelt man ihn, so fällt von ihm stets wieder köstliche Gabe.

Dr. Karl Fuchs.



Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.

Buchdruckerei der Manz'schen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.